

Wilhelm Schmidtbonn

Menschen und Städte im Kriege

Bhd.





Menschen und Städte im Kriege

Menschen und Städte im Kriege

Fahrten aus dem Großen Hauptquartier an die Aisne, an die Küste, in die belgischen Städte

von

Wilhelm Schmidtbonn



Egon Fleischel & Co. / Berlin
1 9 1 5

Gedruckt in Hans-Sachs-Fraktur in der Spamerschen Buchdruckerei
in Leipzig

Diese Berichte wurden für das „Berliner Tageblatt“ im Kaiserlichen Großen Hauptquartier des Westens geschrieben. Den Kriegsberichterstatter von früher gibt es nicht mehr. Dessen Arbeit besorgt heute der Generalstab selber und gut. Ein Berichten im Krieg 1914/15 muß darum mehr ein Erzählen sein. Doppelt in dem feststehenden, monatelang ereignislosen Gräbenkrieg in Frankreich. Darum wird auch in diesem Buch nicht so sehr von Granaten gesprochen werden. Was die Granaten anlangt, so beschämt da den Kriegsberichterstatter jeder einfache Soldat: denn der erlebt diese Dinge denn doch ganz anders an seinem Leibe. Ich für mein Teil habe mir solche Dinge gesucht, von denen niemand in der Lage war mehr zu sehen als ich. Ich habe überall das Menschliche im Kriege gesucht, das denn doch das allein Wechselnde und ewig Bleibende ist. Wie Albrecht Dürer klein unten auf seinem Bilde steht, emporschauend: so, in Demut vor dem ungeheuren Maß dieses Krieges an Ringen und Sterben, in Andacht vor dem dennoch siegreichen Aufstieg des Bildes „Mensch“ aus aller anscheinend sinnlosen Zerstörung heraus habe ich die Augen hingehalten.

Theodor Wolff

in Dankbarkeit

Im Sommer 1914

Wir haben uns an den Krieg gewöhnt. Um zu glauben, daß es in Wahrheit einmal so etwas wie Frieden gegeben hat, und zu glauben, daß einmal wieder ein so märchenhaftes Ding unter den Menschen sein wird: muß man sich die vulkanischen Tage in die Erinnerung zurückzwingen, da mit ungeheuerem Riß die satte Behaglichkeit der friedlichen Jahrzehnte von uns genommen wurde und, als ob das das wahre Gesicht der Erde sei, der Krieg mit seinen Furchtbarkeiten herniederstürzend vor uns sichtbar und bis zum Himmel aufbrennend dastand.

Jeder hat diese ewigen Tage, je nach der Art seiner zufälligen Umgebung anders erlebt. Der Städter so sehr anders als der Bauer. Jener vom Sturm der Massenerregung über alles Einzelgefühl zum großen Willen und Ziel hinaufgetragen, dieser vom Abschied der Kämpfer an den einzelnen Türen mit aller Gewalt des Scheidungsschmerzes angepackt.

In Italien

Mich selbst hatte die Fügung der Umstände noch einsamer gemacht als den Heidehirten. Ich lag damals Tag für Tag in Sonne und Sand am mittelländischen Meer, unter italienischen Menschen. Der Badebesitzer kommt eines Morgens auf mich zu. Mit einer Zeitung: die Ermordung Franz Ferdinands und seiner Gattin. Ich springe auf. Sprachlos, atemlos. Alle Menschen am Strand stehen auf, sammeln sich in Gruppen um die Zeitungen. Kaum einer spricht. Die Gesichter zeigen einen merkwürdigen Ernst. Es ist, als höre man deutlich die Flügel des großen Schicksalvogels sich auffalten, der sich zum Flug über die Erde anschickt. Jetzt kommen die von Erregung und Sonne gleicher-

maßen zitternden Tage, da ein jeder in der Frühe, mittags, abends zu dem Ladentisch auf dem freien Platz eilt, um ein Geldstück in den Teller zu werfen und eine Zeitung dafür mitzunehmen. Der Strand ist mit großen Zeitungsblättern gefüllt, ist nicht mehr golden sondern weiß, wie eine plötzlich aufgeblühte Wiese. Die unveränderte Ruhe des leise anschlagenden Meeres wird Unnatur und ist den erregten Gehirnen nicht länger ertragbar. Man flüchtet in die Kaffeestuben. Deutsche Zeitungen bleiben aus. Jetzt bin ich ganz einsam. Ich vermag in das Geschehen draußen nur noch durch fremde Buchstaben hineinzusehen. Die Buchstaben werden täglich größer und dicker. Die Zeitungsblätter sehen, schon von weitem, nicht mehr weiß, sondern schwarz aus. Die fremden Menschen um mich beginnen mich aus neuen, seltsam forschenden Augen anzusehen, wie ich wahrscheinlich auch sie. Ihr Handdruck wird kurz. Ich mache Umwege, um einem solchen Handdruck zu entgehen. Ein ungeheures Erschrecken reißt mein Inneres zu einem Abgrund auf. Österreich und Deutschland allein, die ganze Erde gegen uns.

Ein letzter Gang auf den hölzernen Molo, an dem die Marmorschiffe anlegen. Ein schnelles Erlebnis: eine eiserne Kette löst sich, rollt ab. Ein Schiffer unten hält sie mit den Fäusten, um sie nicht ins Meer fallen zu lassen. Seine Fäuste werden zwischen Kette und Schiffswand zu blutiger Masse zerquetscht. Mit stöhnendem, weitoffenem Mund, mit irr zum Molo hinaufstierenden Augen, mit entfärbtem Gesicht hält er dennoch fest. Aber dann fällt sein Leib ohnmächtig um: die rollende Kette ist stärker als er. Wie ein Sinnbild: das rollende Geschick ist nicht aufzuhalten. Mit Blut fängt's an. Ein deutscher Bildhauer spricht mich an. Er vertraut Italien, reist nach Rom. Alle andern Deutschen, die sich jetzt erst zusammenfinden, fahren zum Bahnhof. In die Heimat zurück. Heimat — welch ein neuer Begriff! Wie man vor einem Gewitter in sein Haus flüchtet und plötzlich weiß, was ein Haus bedeutet.

In Italien, das an allem nicht beteiligt ist, obwohl es hätte beteiligt sein müssen, gibt es das, was es dann in der Schweiz und in Deutschland nicht gab: Der Zug nach Genua hat vier Stunden Verspätung. Der letzte Handdruck der Italiener ist ein

Mitleid: „Schade um euch." Schlimmer und öfter aber eine niederträchtige Schadenfreude. Der letzte italienische Kellner am Langensee, der mich in der Früh wach klopft und mir die Zeitung mit der deutschen Kriegserklärung ans Bett bringt, zeigt mir dieses Gefühl in einem unvergeßlich häßlichen Gesichtsausdruck. Als ich ihm sage und auseinandersetze, daß Italien so oder so, für uns oder gegen uns, jetzt oder später, mittun muß und daß auch er, der da steht, mit Gewehr und Tornister gegen die Granaten muß, da wird der Kerl weiß wie das Bettlaken und muß sich in Furcht um sein Leben auf einen Stuhl setzen. Es ist nicht meine Schuld, daß dieses Bild der Feigheit mein letztes Bild von Italien geblieben ist.

In der Schweiz

Kein Feuerzeichen, kein Hornruf wie in Urzeit: ein kaum hörbares Singen in den Telegraphendrähten und schon kommen, hoch in den Himmel gezeichnet, die Pferde die steinigen Alpenpässe herab. Ich sehe vom Wagenfenster des Zugs in diese neue Welt. Überall im Tal spannt man die Pferde vom Pflug, man öffnet die Stalltüren und zieht die Pferde am langen Halsriemen heraus. Kinder stehen herum, stumm. Ohne einen Abschiedsschlag auf den vollgenährten Rücken der Tiere, ohne einen Nachblick gehen die Männer ins Haus zurück, aber wie mit schwerer gehobenen Beinen als sonst, mit merkwürdig steifen Schultern. Ist das der Krieg? Die Sonne brennt als goldene Kugel im dunkelblauen Hochhimmel, die weißen Schmetterlinge fliegen mit dem Zug, die Vögel auf den Wiesen, unsichtbar, sind laut wie sonst, selbst im Lärm der Räder hörbar. Im Zug: Deutsche, Franzosen, Russen, Engländer. Wir sprechen nicht zusammen, sehen aneinander vorbei. Manchmal aber lächeln wir uns ein wenig zu, mit einem tiefen Staunen, daß wir gestern noch Menschenbrüder waren und morgen schon, im Felde liegend, auf einander schießen werden. Oder auch, um einer dem andern zu sagen, daß wir, von den Holzwänden desselben Wagens umzäunt und so von der übrigen Menschheit zu einer kleinen Gemeinsamkeit losgetrennt, uns heute nicht etwa schon an die Kehle wollen. Wir helfen uns sogar die Koffer aus

den Netzen herunterheben, aber wir sprechen kein Wort miteinander.

In Bern. Die Straßen voll breitschuhiger Männer in Uniformen. Aber die Männer lachen, rufen einander über die Straße zu, gehen in Bierhäuser. Wenn man durch die altmodisch kleinen Fenster sieht, erkennt man, wie die Männer an den langen Tischen sitzen, die Gläser zum Mund heben, Rauchwolken von sich blasen, als ob das Zimmer am Brennen sei, sich zueinanderwenden, sprechen, lachen, daß man den Lärm durch das Glas auf der Straße hört. Die Schweiz, noch unbeteiligt, kann jede Stunde in den Sturm des großen Kriegs hineingerissen werden. Aber mit Gelassenheit und den gespannten Ernst unter Scherz versteckend, sind die Schweizer, so schnell wie die Kämpfenden selbst, für diese Stunde gerüstet. Männer, breit wie Bäume und hart wie Felsen. Wehe dem, der durch ihre Mauer will!

Ich gehe durch die Stadt, mit deutschem Papiergeld in der Tasche so arm, als ob ich Zettel eines Abreißkalenders darin hätte — kein Schweizer gibt mir einen Rappen dafür. Vor den Bankhäusern stehen Tausende, stundenlang.

Wieder im Zug. Netze und alle Gänge so voll Gepäck, daß viele Menschen ihre Taschen und Koffer auf dem Schoß tragen. Viele Deutsche unter den Schweizern. Man erkennt sie schon daran, daß sie alle stumm auf irgendeinen Punkt, im Wagen oder außer dem Wagen, hinsehen, mit sonderbar feststehenden Augen. Man könnte sagen: mit gefrorenen Augen, wenn es nicht darin leuchtete wie man sich nicht erinnert, Augen leuchten gesehen zu haben. Ein sehr junger Deutscher, der in den Krieg fährt, hält den Arm um seine Frau gelegt, die fast ein Kind ist. Ohne Verlegenheit, und niemand scheint sich auch darum zu kümmern. Bis die Frau lautlos zu weinen anfängt. Die Tränen tropfen ihr über das Gesicht hinab auf ihre und des Mannes Hände, die ineinandergelegt im Schoß der Frau liegen. Andern Menschen im Wagen, Frauen und Männern, kommen die Tränen in die Augen. Aus den folgenden Wagen hört man, durch das Zuggestampf hindurch, Männer ein mutvolles Lied singen. Deutsche. Da beginnen alle zu sprechen. Die junge Frau setzt sich gerade, hebt den Kopf hoch, sieht nach den Menschen hierhin, dorthin, voll Stolz, während

sie das Herz ihres Mannes ruhig und stark an ihre Brust anschlagen fühlt.

In Zürich. Die Kaffeehäuser mit Menschen überangefüllt. Man kommt kaum zwischen den Tischen hindurch. Aber Tisch wendet sich nicht zu Tisch, denn an jedem wird eine andere Sprache gesprochen. Man hört deutsch, russisch, französisch, englisch, tschechisch, serbisch, schwedisch, holländisch. Keine merkwürdigere Stätte, die alle Völker der Erde noch einmal in einen Raum zusammenbringt, ist in diesen Tagen auf dem Erdboden zu finden. Da jeder glaubt, doch nicht verstanden zu werden, sprechen alle lauter als sonst unter Menschen dieser Art üblich ist. Eine betäubende Hitze brennt über den Tischen, obwohl draußen ein kühler, unsonniger Tag ist. Alle Viertelstunden fast kommt ein Mann gejagt, der Extrablätter verkauft. Alle Stühle und Tische werden gerückt, der Mann verschwindet unter den hochgestreckten Händen. Noch im Stehen lesen alle. Ein langes Schweigen. Triumphierende Augen hier, plötzlich haßerfüllte da. Ein einzelner Wutschrei schneidet wie ein Blitz durch die Schwüle. Ist das der Krieg?

In der Nacht aber, vor den Fenstern des Gasthofs, schlägt's in den Schlaf hinein. Im Takt, im Takt. Wie schnelle Hämmer auf Stein. Im Takt, im Takt. Ohne Nachlassen. Man will nicht hören, muß hören, macht die Augen auf, setzt sich im Bett hoch, geht endlich ans Fenster, sieht: Pferde, Pferde, Pferde. Ungesattelt, mit den Halsriemen aneinandergebunden, immer vier und vier. Man legt sich wieder, zieht die Decke übers Gesicht. Aber das schlägt, schlägt ans Pflaster. Nicht einmal ein Wiehern. Es schlägt nur, schlägt. Man schläft ein, wacht auf. Die Sonne ist im Zimmer. Es schlägt, schlägt, schlägt. Hufen, Hufen, Hufen: ist endlich das der Krieg? Das Herz steht, die Brust atmet nicht mehr. Plötzlich ein Bild, nur im Kleinraum des Gehirns und doch über endlose Berge weg: ein Feld, das unbewegt scheint und mit einemmal von Menschenleibern lebendig ist, die sich im Blut und Eingeweide winden. Ein einziger Schrei, hallend wie im Dom der Welt, ein Schrei, wie man nie einen vernommen, der, als wäre er ein Sturmwind, die Leiber vor sich herbiegt. Man drückt die Fäuste auf die Augen, wühlt den Kopf ins

Bett, taumelt aus dem Bett, will fallen, meint sich an der Wand festhalten zu müssen, öffnet die Augen, starrt in die Sonne des Tags, hört das Schlagen, Schlagen der Hufe: das ist der Krieg.

Nach Deutschland

In Zürich steigen tausende Deutsche mit mir in die langen Sonderzüge ein: alles gediente Soldaten, die ersten, denen ich in der Erregung dieser Tage begegne und denen ich immer wieder in die Gesichter sehen muß, obwohl ich selber ihrer einer bin. Ein Kreis von Männern stellt sich vor dem Einsteigen auf und singt ein mehrstimmiges deutsches Lied. Die Schweizer Frauen und Männer stehen und heben die Taschentücher, mit denen sie winken wollen, an die Augen. Uns im Zug erhöht diese Weichheit den Trotz. Wir sind alle noch taub und dumpf, als ob uns ein Eisen auf den Kopf geschlagen wäre: Wie kommen wir doch dazu, gemeinsam in diesem Zug zu sitzen und langsam, mit vielen Aufenthalten, der Grenze zuzufahren? Aber unter der klopfenden Verwunderung das gewalttätig bezwingende Gefühl: die Notwendigkeit ruft mit dem Posaunenton des Schicksals. Todesmut wird verlangt von uns, denen Leben allein Glück ist. Keiner soll uns feige sehen. Und vor uns das große Deutschland, das wir wittern mit seiner Erregung, die uns ins Ausland Versprengten anlockt und anreißt, wie ein Sturmwirbel auf dem Felde die entfernten einzelnen Blätter.

Kurz vor der Grenze, im Bahnhof zu Winterthur, im Wartesaal, ein sonderbares Menschenpaar. Ein Mann, der die Arme breit auf den Tisch und sein Gesicht auf die Arme gelegt hat. Man sieht an der Bewegung seiner Schultern, daß er weint, mehr als weint: schluchzt. Eine junge Frau sitzt neben ihm, sieht mit stieren Augen von ihm weg, hält den Arm fest um diese seine zuckenden Schultern, als halte sie etwas Zerbrechliches, das zu fallen drohe. Ein paar Tische weiter steht die beleibte Kellnerin und weint mit, oft mit dem Ärmel über die Augen wischend. Die Wirtin, hinter dem Schanktisch, packt rasch und sorgsam eine ungezählte Reihe von dicken Broten in Papier, die die Kellnerin dann an den Tisch zu dem Paar hinbringt. Ich erfahre: ein junger deutscher Kauf-

mann aus Paris mit seiner Frau, einer Französin, die nicht in ihrem Vaterland hat bleiben wollen, sondern mit ihrem Mann in das nie gesehene, fremde, feindliche Deutschland will. Obwohl er ja schon in ein paar Stunden von ihr getrennt werden wird und in einem mit Soldaten vollgepackten Zug an irgendeine andere Stelle der Grenze hin fahren wird. Sie wird allein, ohne alle Mittel, in Deutschland zurückbleiben.

Vor Konstanz. Der Zug hält noch auf schweizerischem Gebiet, als ob die Schienen aufhörten. Alle müssen zu Fuß über die Landstraße und durch die Häuser des Dorfs. Jeder trägt oder schleppt selber sein Gepäck. Die Schweizer stehen an den Türen und sehen voll Mitgefühl den Wanderern zu, die in einer Viertelstunde aus dem Frieden in den Krieg gekommen sein werden. Sie winken, rufen. „Guten Tag, Heil, Wiedersehen, Glück auf!" Das Ohr, vom erregten Blut umrauscht, versteht die Worte nicht. Ich trage mein Kind auf dem Arm, meine Frau geht an meinem Arm neben mir. Hundert deutsche Väter, Frauen, Kinder so. Obwohl wir vom Frieden in den Krieg gehen, wandern wir wie Flüchtlinge, die zur großen Mutter streben. Die Schweizer, die Unbeteiligten, fühlen Mitleid. Wir aber, wie von einer starken Welle angerührt, die aus dem nahen Vaterland herüberströmt, fühlen Härte. Wenn ein Abschied sein muß, dann schnell. Die Männer, unter der Last ihrer Kinder, nehmen mit gestrafften Beinen soldatischen Schritt an. Die Frauen am Arm spüren es mit Trauer.

Da: die deutsche Grenze! Sie ist nicht eine unsichtbare Linie wie im Frieden. Sondern sie ist durch einen mächtigen Balkenzaun gesperrt. Die spitzen Helme der Posten glänzen von weitem. Nur ein mannsbreiter Durchgang ist gelassen. Jetzt ist es nur noch ein Schritt, der aus der alten Welt in die neue bringt, so manchen aus dem Leben in den Tod. Ich habe die Vorstellung, nach dem einen Schritt in eine elektrisch angefüllte Wolke einzutreten. Aber niemand zögert. Ein Gendarm sieht die Papiere durch. Er legt nicht die eiserne Faust auf einen. Sein Gesicht ist vielmehr von einer freundlichen, ja sonderbar gütigen Ruhe, als ob in Deutschland friedlicher Sonntagmorgen sei. In seinen Augen das seltsame, tiefe Leuchten, das uns dann ergreifend, un-

wirklich und mitleuchten machend, aus allen Augen im Vaterland anstrahlt.

In Deutschland

Konstanz. Auf dem weiten Platz vor einem Schulhaus stehen ein paar tausend Männer aufgestellt. In Reihen hintereinander, die Reihen in große Vierecke geordnet, so daß das Ganze wie ein regelrecht aufgestelltes Brettspiel aussieht. Jeder dieser jungen, meist blonden Männer hat einen kleinen Koffer, eine Pappschachtel oder wenigstens ein umschnürtes Papierbündel vor sich auf der Erde stehen. Ich selber ordne mich ein, stelle auch meine Tasche vor mich hin, in der nur ein paar schnell zusammengeraffte Hemden und Strümpfe sich befinden, und stehe mitwartend da. Während ich in der Stirn das Gefühl habe, vor Sonne, Ermüdung, Betäubung fast dem Einschlafen nahe zu sein, während es in meinem Herzen unablässig, leise, schnell klopft, sehe ich mir die Gesichter um mich her an. Mit Staunen sehe ich überall einen ungewohnten Ernst auf Mund und Kinn, die Augen darüber sind bei jedem ungewohnt weit und brennen in einem sanften tiefen Feuer, ich habe Ähnliches nie gesehen. Auch wenn im Gespräch ein Lachen über ein Gesicht läuft, bleibt — das fällt mir am meisten auf — der Ernst unverwischt darunter haften.

Es wird wenig gesprochen. Alle empfinden noch das Wunder, aus der Arbeit, von der Maschine, vom Acker, von Säge und Hammer, vom Ladentisch losgerufen zu sein zu Ungewissem, Erschreckendem. Das Bild von Mutter, Braut, Frau, Kindern, von der Stube daheim mit den behängten Wänden ist noch bunt in ihnen, verliert aber langsam den Umriß, verzerrt sich, sinkt unanhaltbar in irgendeine Tiefe. Oben bleibt allein dieses starke Gefühl, plötzlich ein Glied einer ungeheuren, geordnet zu einem einzigen Ziel hinreißenden Masse zu sein, deren gewaltiger Herzschlag den eigenen kleinen Herzschlag ganz in sich aufnimmt. Der alte Stolz, Soldat zu sein, die deutsche Freude an soldatischer Haltung, am kurzen Laut der Kommandos, an ihrer schlagartig knappen Ausführung — die sogar ein wenig und unbewußt eine Art künstlerischer Freude sein mag, denn es handelt sich hier im Grunde um gestaltetes Leben — steigen wieder auf. Dann das dunkle Verlangen, wieder das harte,

kühle Gewehr zu umfassen, mitzuschreiten im großen Schritt, mitzusingen im Chor der Tausend. Ein rasches Bild aus früheren Jahren glänzt in jedem auf: Fenster und Türen, Mädchen, die stehen und winken — das Regiment zieht zum Manöver in das Ackerland hinaus. Alle werden jung. Die deutsche Abenteurerlust, Wanderlust, Sehnsucht nach Befreiung vom Alltag treibt allen den Herzschlag höher: es soll ja diesmal sogar nach Frankreich gehen. Das Bild der Fenster und Mädchen fängt zu brennen an: es geht ja nicht ins Manöver, es geht in den Krieg mit den noch unbekannten Schrecken, unser Leben wird von uns verlangt — gut, es muß sein, wir fürchten uns nicht. Das Bild fängt zu klingen an, als ob es vom Schall tausender Glocken bewegt würde — die eigenen Mütter, Väter, Frauen, Kinder mischen sich, an den Straßen stehend, in das Bild ein: die Soldaten als Sieger, bekränzt, kehren zurück.

Ein Offizier spricht. Ein weißhaariger, aufgereckter Mann. Er steht auf der Vortreppe der Schule, so daß alle ihn sehen und hören. Seine Rede klingt wie eine Reihe Kommandos, aber das Herz zittert darin. Keiner der tausenden Soldaten, die noch nicht in Uniform sind, atmet. Plötzlich bricht in ihnen das letzte auf, was noch unter der schweren Scholle der Dumpfheit geharrt hatte: Opferwille, brennendes Verlangen, über Äcker zu laufen, zu schießen, alles, was sich entgegenstellt, zu überrennen. Die meisten von ihnen haben nie einen Franzosen, Russen, Engländer gesehen. Aber sie fühlen plötzlich heiß in sich als ein Wunder, daß sie Deutsche sind, daß sie alle, die hier stehen, daß die Frauen in den Straßen, die Millionen Männer und Frauen in all den Städten und Dörfern zusammengehören, daß man ihnen etwas nehmen will, was ihnen nach tiefstem Recht gehört, und daß sie zuschlagen und den andern zuvor kommen müssen.

Vom Bahnhof her kommen neue Scharen von Männern, junge Freiwillige, die noch nicht Soldat waren. Sie kommen trotzdem im Schritt daher, geschlossen, haben den Kopf aufgehoben, eilen vorgereckt, singen, sehen zu den Fenstern hinauf, winken, rufen. Ab und zu ein tanzender Gebirgler dazwischen. Hier ein ganz Ernster — mit in sich gedrehten Augen, als ob er schon die Gewißheit des Todes spüre — aber er schreitet mit, ohne eine Handbreit zurückzubleiben.

Alle drängen nach wenigen Worten vom Arzt weg. Die wenigen, die der Arzt von der Masse löst, stehen wie ratlos und beschämt da. Nach einer Stunde fahren oben über den Bahndamm die Züge vorbei. Zur Grenze hin. Blumen und Birkenzweige. Ein einziges Singen und Winken zu den Häusern der Stadt hinunter.

An der Aisne

Reise ins Große Hauptquartier

Ist es wirklich fünf Monate her? Es scheinen nur Tage zu sein, da der Krieg wie eine Fliegerbombe zwischen uns ruheselige Sonnenanbeter am Meerstrand von Forte dei Marmi herniederstürzte, daß uns in Zürich die tausend und tausend Pferde, die in der Nacht am Gasthaus vorbei über die Straße geführt wurden, mit dem endlosen Trappeln ihrer Hufe das erste eigentümliche und anpackende Geräusch des Krieges gaben, daß wir in Deutschland, zu dem wir heimgeflüchtet kamen wie zu einer wirklichen Mutter, zu den singenden Zügen hinaufstaunten, die über den Bahndamm ohne Aufhören zur Grenze rollten. Das Leben war damit von uns gerollt. Wir blieben zurück, wartend, wartend, die Stirn ermüdend in den immer neuen Anstrengungen, sich das Draußen vorzustellen, immer noch bereit, das ferne unerhörte Geschehen als einen Traum zu nehmen.

Jetzt im Zug Berlin—Grenze. Offiziere, die verwundet waren und zur Front zurückkehren, steigen mit ein. So viele, daß der Zug geteilt werden muß und jede Hälfte kaum übersehbar lang bleibt. Die Fenster werden verhängt. Die Lichter ausgedreht. Nacht. Nur noch der Takt der Räder. Es ist, als ob man in den erregten und lautgewordenen Herzschlag des Weltgeschehens selber hineinhöre.

In Frankfurt Sonnenaufgang. Himmel, Erde, Wasser geben drei Streifen: orange, purpur, lila. In das Orange hinein stehen Fabrikschornsteine und das Sparrenwerk eines unfertigen Dachstuhls als überirdisch phantastische Dinge. Es singt in einem, wie in irgendwelcher Ferne: „Morgenrot, Morgenrot!“ Wir fahren dem Weltgeschehen entgegen. Der Krieg ist ein Furchtbares, aber er holt so viel Großes und Leuchtendes aus der Urnacht des Menschengefühls herauf. Er ist ein Mystisches, nicht

durch dies oder das zu vermeiden. Ein Getriebensein der Menschheit zu irgendeinem verborgenen Ziel hin. Wir wären Menschlein, nicht anders als die Ameisen, die ihren Bau aufführen. Aber mit Bewußtsein werfen sich die Tausende in den Eisentod. Das verborgene Ziel muß ein Hinausschreiten der Menschheit zur Gottesnähe sein. Es geht nur durch Kampf dahin. Was kann da einer mithelfen, der das sonderbare Amt eines Kriegsberichterstatters ausübt? Das Auge sehen lassen. In Demut etwas von dem, was hier in die Atmosphäre des unbegrenzten Himmels verzittert, festhalten für die Ausschauenden daheim. Dann wird das Aufgezeichnete von selbst ein Heldenlied werden von urwelthaftem Wollen, Leben, Sterben.

Über den Rhein. Die milde silberne Luft der Heimat grüßt. Efeu an den Bäumen. Die Häuser zeigen schon französisch geschweifte Dachgiebel. Der Ausdruck der Gesichter derer im Zug und derer, die auf den Bahnhöfen stehen, wird ernster, zusammengezogener. Menschen in bürgerlichen Kleidern verschwinden ganz. Über die Grenze. An allen Ziegelmauern lustige handgroße Fähnlein in den deutschen Farben aufgemalt. Plötzlich das erste zerschossene Haus. Das Gehirn denkt der Gewohnheit nach an Brand. Erst der zweite Gedanke fährt als ein schmerzhafter Blitz durch das Rückmark: nein, das ist ja der Krieg. Kein Dach mehr. Die grünen Fensterläden hängen quer in einer einzigen Angel, die Dachrinne hängt abgerissen in der Luft. Sonst das Haus so leer, als sei es seit tausend Jahren unbewohnt. Dann ganze Reihen zerrissener Häuser. Denen, die solche Fahrt schon hinter sich haben, nichts Neues und, wenn sie es heute wiedersähen, wahrscheinlich etwas Gleichgültiges. Dem Neuling steht das Herz still. Ein fröstelndes Fieber steigt im Blut auf. Aber der Trost stellt sich ein: was der Krieg zerstört, ist sichtbar. Was er aufbaut, wird erst auf langem Umweg der Gedanken erkennbar. Frauen und Kinder, wassertragend, in den langen schwarzen französischen Mänteln, gehen als Schatten, unwirklich, an den entleerten weißen Wänden vorüber. Bald darauf die ersten Soldatengräber. Mitten im Wiesengrün eines offenen Feldes regellos hingestreut drei schmale Hügel, auf jedem ein funkelnd gestrichenes weißes Holzkreuz. Ein undeutliches Bild

steigt gleichzeitig irgendwo im Blut auf: blaue Augen, blonder Flaumbart, irgenwo in Deutschland ein Mütterchen, das gebückt aus einer niederen Tür tritt.

Neben dem Gleise häufig die Holzhütten der Landsturmleute. Treue, zuversichtliche, entschlossene Augen schauen über langen Bärten aus den vor dem Regen eingepackten Gesichtern. Aufgehobene Hände greifen fast gierig nach den Zeitungen, die aus dem Zug geworfen werden. Wieder ein schnelles Bild innen: Die Frauen daheim in Deutschland, allein auf dem Acker, die Kinder, die das Vieh durch die Dorfstraße treiben.

Der Bahnhof der ersten größeren französischen Stadt. Ein kleines, aber eindrückliches Bild der Eroberung. In den Türen mit den französischen Aufschriften deutsche Beamte mit den altvertrauten Mützen, auf dem Bahnsteig deutsche Soldaten, die in allen Mundarten der Heimat einander zurufen, neben dem Zug deutsche Schaffner, die den Namen der Station und der Umsteigstationen ausrufen, nicht anders, als wären wir zwei Stunden von Berlin. Ein französischer Wagenputzer mit weit fallender Hose und Napoleonbart geht mitten zwischen ihnen am Zug vorüber und wischt sorgsam die Türgriffe ab.

Es wird wieder Nacht. Die einsamen Posten neben dem Gleise versinken im Schwarz. Überschwemmte Wiesen glänzen noch wie hingeworfene weiße Tücher heraus. Einmal heben sich, wie auf einer japanischen Zeichnung, vor solch einem weißen Fleck drei Gestalten ab. Unten die auseinandergestellten Beine, oben die gespitzten Helme und die aufs Gewehr geflanzten Bajonette: eine Patrouille, die das Weiß entlang wandert und schon in das große Schwarz der Nacht wie in ein Loch hineinfällt.

Der Endbahnhof. Ein Auto mit Offizier und Soldat bringt mich bergauf in ein kleines erleuchtetes Schloß mit französisch zierlichen (und französisch wackligen) Möbeln. In meinem Zimmer ein Rokokobetthimmel. Ein Trainsoldat aus Potsdam legt Holz aufs Kaminfeuer, deckt das Bett ab, sorgt für Wasser. Ich schlafe ein, vergessend, daß ich im Feindesland bin.

Morgens sehe ich in die kahlen Parkbuchen und das grüngebogene Land dahinter hinaus. Der gefleckte Hund, dessen Herr ihn hier zurückgelassen hat, stöbert ruhelos im Laub herum, läuft

ins Haus, suchend, in die Zimmer, suchend. Ich locke ihn, er kommt und sieht mich mit den Augen meines Hundes daheim an. Immer ist in Hundeaugen dieses seltsame Fragen. Hier, meint man, ein zweifaches. Ich gehe eine Viertelstunde zum Ort hinab zwischen französischen, kaum hinsehenden, hin und wieder grüßenden Menschen hindurch, ohne einem deutschen Soldaten zu begegnen, kaufe eine Lampe im Laden, mit dem Versuch zu scherzen, dann wirklich unter Scherzen — alles nicht anders, als wäre ich ein Reisender, der etwas außer der Fremdenzeit hierher geraten ist. Ein Märchen. Was in Wirklichkeit hinter den schweigsamen Gesichtern sich versteckt? Mehr als gelassenes Einlenken von den Menschen hier verlangen, hieße fordern, daß sie gegen ihr Blut handeln. Sich, wenn auch durch das Geheimnis der Rassen und Sprachen und jetzt doppelt durch das ebenso große Geheimnis des Krieges geschieden, doch stumm als Menschenbrüder grüßen: das bleibt das allein Würdige und das Ergreifende.

Ein bettelndes Kind läuft mir mit Geschrei nach: „Fennik, Fennik!" Plötzlich, wie eine zweite Stimme, die mich anruft, der erste ganz dumpfe Kanonenschlag, vom Wind hergetragen. Der Hunger nach der Front, die Luft zu sehen, steht in mir auf, als etwas, das die Rippen ausdehnt und dadurch den Atem schneller macht. Das kleine Schloß mit seiner hellen Zierlichkeit und seinen geschnittenen Bäumen erscheint ein goldener Käfig. Allen den Kriegsberichterstattern, die hier an den Kaminfeuern sitzen und schreiben. Es ist jetzt die gute Einrichtung getroffen, daß alle diese Sehenden und Schreibenden in fünf- bis achttägigen Fahrten zu allen Armeen herangebracht werden, von Belfort bis ans Meer. Die kurze Rückkehr immer dazwischen ist nur ein Ausruhen und Sammeln. Die Tage, die das Auto an die Schützengräben trägt, jeden in anderer Richtung, sind die Tage des Lebens. Morgen geht's zur Armee Kluck.

Fahrt an die Aisne

Von der Hauptstrecke abgehend, fahre ich in einem oldenburgischen Eisenbahnwagen mit hessischen Schaffnern durch französisches Land, nicht anders, als irgendwo daheim auf einer Neben-

bahn, zwischen winterleeren Äckern und Dörfern, die sich niedrig an dadurch hoch scheinende, grüne oder kahlbebuschte Hügel anlehnen. Drei, vier Fahrgäste: Offiziere oder Soldaten, mit irgendeinem Sonderauftrag, wie Körner von der Tenne aus der großen Masse des Heeres herausgefallen. Überall lange Aufenthalte, Umsteigen, aber die gleiche planetenhafte Pünktlichkeit wie zu Hause.

Auf einer Station steht, mit Taschen und Paketen beladen, ein junger Unteroffizier der Feldgendarmerie und wartet. In seinem silbern an Ketten hängenden Brustschild spiegelt sich der Hintrieb der Morgenwolken. Ich höre, daß er niederrheinisch spricht, und rede ihn an. Er kommt vom Weihnachtsurlaub zurück, bis Trier von seinem deutschen kleinen Mädchen begleitet, freut sich nun schon auf sein französisches kleines Mädchen. In seinen Paketen bringt er Geschenke mit für sie, für seinen französischen Quartiergeber, für die französischen Einwohner seines ganzen Dorfes. Er malt sich schon aus, wie alle an den Zäunen bereitstehen werden, ihn zu begrüßen. Wo ist hier der Haß gegen den Feind, der in der Heimat draußen brennt? Aber diese echt rheinisch leichte und gute Faust wird mit dem klirrenden Säbel zuschlagen, wenn es nötig ist. Die Mädchen werden dann vergessen sein. Sie wissen es und haben den blonden Jungen doch lieb.

Herrlich ein entgegenkommender Zug von einer Länge, wie sie in Deutschland im Frieden sicherlich reglementswidrig wäre. Flache Güterwagen mit Haubitzen beladen. Die Artilleristen stehen daneben, ganz in ihre Zelttücher gepackt, aufrecht in den Morgenhimmel hinein, kaum zu erkennen, regungslos, wie zu Teilen ihrer Geschütze geworden.

Vor dem Endbahnhof in L... ein — doch sehr geordneter — Wirrwarr von unzählbaren Autos, Bagagekarren, Feldpostwagen. Dazwischen spazierengehende deutsche Eisenbahnbeamte und spielende französische Kinder. Eines hat sich ein Tierfell über den Kopf geworfen und lacht mich darunter hervor an. Obwohl ein Mädchen von vierzehn, obwohl die Geschütze hier schon kaum unterbrochen und schon undumpfer, heller herüberschlagen, scheint ihr jeder Gedanke an Krieg und Feind fern. Über dem Getriebe hoch auf dem Langhügel die grauen Häuser der Stadt und die eckige Kathedrale, fast schon von dem Regengewölk erfaßt.

Jetzt im Auto die Landstraße hinauf, die gegen den Feind führt. Neben dem Sitz der beiden Fahrer steht schußbereit das Gewehr befestigt. Wie sieht eine französische Landstraße aus, die wie eine Hauptblutader unmittelbar in die Front reicht? Als ein weißer Strich ist sie vollkommen gerade bergauf, bergab gezogen. Man sieht eine Stunde voraus. Fährt man bergab, scheint die nächste Steigung unglaubhaft senkrecht in den Himmel gebäumt zu sein. Hin und wieder ein Dorf von zwanzig roten Häusern, in zwei Reihen neben die Straße gebaut, Frauen im Gespräch vor einer Tür, die neugierig in das Auto hineinsehen, wenig Männer (und dann nur ganz junge oder ganz alte), die mit Schaufeln und Kies die Straße ausbessern. Von Zeit zu Zeit, immer aber vor Brücken, deutsche Wachhäuser. Jeder Posten winkt von weitem schon mit einer weißen Fahne halt, ein zweiter, mit einem guten, bärtigen, deutschen Gesicht, tritt an den Wagen heran, verlangt Ausweis oder erkennt die Fahrer und ruft „Weiter!" Die Fahrer mit einer wahren Teufelsfreude, eingefahren auf dieser einen Straße, fahren ein 50-Kilometertempo, immer fingerbreit an allen vorausfahrenden oder entgegenkommenden Fahrzeugen vorbei. In diesen Fahrzeugen, oft französische Bauernkarren mit den hohen beiden Rädern, wie sie schon am Rhein sich bunt durch die Straßen drehen, sitzen immer deutsche Soldaten — den Einwohnern selbst ist alles Fahren verboten. Aber hin und wieder sitzt doch ein schwarzhaariges Mädel dazwischen, mitlachend, trotz der Schwierigkeit der Unterhaltung, oder eine müde Alte, aus Mitleid hinaufgehoben. Ab und zu auch ein deutscher Soldat auf dem Fahrrad, allein und unbekümmert auf der leeren Straße, als führe er irgendwo in Deutschland. Allein bald gibt es keine Leere mehr auf der Straße. Der Hauptetappenort ist nahe. Die Fuhrwerke fahren oft in dreifacher, kaum unterbrochener Reihe neben und gegen einander. Wenn unser Wagen sein Zeichen gibt, fährt alles in den tiefen Dreck der Straßenseite, um uns durchzulassen. Hinter uns schließt sich die dichte Ordnung gleich wieder. Die Verhältnisse werden riesenhaft. Eine Strohkolonne kommt uns entgegen. Prachtvoll sind die gelben Berge in das schwarze Gewölk hinaufgebaut. Wir fahren eine Viertelstunde daran vorbei. Deutsche, französische, belgische Pferde mit fremdem Mähnenschnitt. Die Hufe

greifen in die Erde. Und darüber immer diese großen, wie erstaunten und angstvollen Tieraugen. An einem Bahnübergang stauen sich die Fahrzeuge unter Signalen und Zurufen so sehr, daß sich ein vollkommenes Bild der Leipziger- und Friedrichstraßenecke darstellt.

Unser Wagen aber frißt sich durch das Gewühl und die Enge der Kleinstadtstraßen durch, wieder ins offene Land hinaus. Der Hauptetappenort liegt hinter uns. Der weiße Boden der Straße ist wieder sichtbar. Was entgegenkommt, sind Wagen mit dem roten Kreuz, Reitertrupps, Kompagnien, die blank zur Front gehen oder beschmutzt daherkommen.

Die Kanonenschläge sind scharf geworden. Unsere und die feindlichen sind schon zu unterscheiden. Ein letzter langhin blauender Hügelrücken wird mir als unsere vorgerückteste Stellung gezeigt. Ich wittere die Nähe des Kampfes, aber über dem Herzklopfen atmet die Brust ruhig; es ist, als ob die große Ruhe hier draußen, die Ruhe der Worte, der Augen, der Schritte wie ein heller, köstlicher Schein die Luft über den Feldern anfülle und jedem Atmenden seinen Teil davon mitgäbe. Wie unendlich weit der Weg von Berlin, wo das deutsche Herz die in die Luft gestoßenen Wellen jedes Kanonenschlages von hier auffängt, bis hierher! Und wie weit noch von hier, trotz einer Entfernung von nur wenigen Kilometern, bis zu den eingegrabenen Lauernden da draußen! Das Auto fährt in einen Schloßpark. Bald sitze ich unter deutschen Offizieren am Abendtisch — wie irgendwo in Deutschland. Nein, wie nirgendwo in Deutschland. Wo wäre in Deutschland eine Tafelrunde von so heiterer Ruhe zu finden? Die Erregung wird geringer mit der Nähe. Ich sehe staunend und voll Achtung immer wieder in diese Gesichter, jedes anders, in jedem aber diese hellen, gradansehenden Augen, aus jedem Mund diese unschwankenden Stimmen, jede Stirn in der Denkarbeit von Jahrzehnten zu diesen harten, wuchtvollen, aufgewölbten Gebilden gefügt. Das künstlerischste, möchte ich sagen, Soldatengesicht steht aus dem Gesicht des Generaloberst von Kluck selbst heraus. Goethisch senkrecht und hell unter vorgedachter Stirn stehende Augen, die heiter um sich sehen, hinter der Heiterkeit aber den ganzen Ernst eines nie aussetzenden Willens immer gegenwärtig zeigen. Das

ganze Gesicht blutgefüllt, aber von kantigen Backenknochen eingegrenzt. Das Kinn hart wie altabgebleichtes Holz. Wie atmet es sich gut, hier, unter den Wagenden!

Im Schützengraben an der Aisne

Wie den Bergsteiger die Ungeduld vom Tal zu den Spitzen hochtreibt, so gibt es hier draußen für den Ankömmling aus der Heimat nicht Rast, ehe er nicht mit seinen Füßen im Erdschnitt des Schützengrabens steht, dem Feind dicht gegenüber, ohne daß mehr Hügel und Wald dazwischen ist. Und auch im Graben selbst drängt es ihn bis in den Winkel, der am weitesten vorgetrieben ist. Da die ganze Aisnestellung die nächste an Paris auf der ganzen Front ist, so ist der Deutsche, der in ihrem äußersten Winkel sich aufstellt, derjenige, der am ehesten in die Luft wittern darf, ob er die Ausstrahlung der Hauptstadt spüre.

Wir lassen das Auto zurück, um dem Feind kein erwünschtes Ziel zu bieten. Ein Artilleriehauptmann und sein Leutnant führen mich zu ihrem Beobachtungsstand, der im Schützengraben selber untergebracht ist. Wir wandern einen Weg, der wie ein meterbreites Band um alle Rippen und Buchten des Abhangs herumgelegt ist, zwischen sparsamen Sträuchern durch, immer am Felsgewände vorbei, ein Weg etwa wie unter dem Grat eines bayerischen halbkahlen Voralpenbergs her. Wir halten mächtige Stöcke, aus dem Wald aufgehoben, in der Hand, um im nassen, tiefen Lehm auf drei Beinen zu gehen. Wir haften nicht zu dicht aneinander. Die Führer hüten sich, mit der Hand etwas zu zeigen. Denn wir wandern beobachtet unablässig in den runden Ausschnitten der feindlichen Ferngläser. Links ist überall der Stein von Granaten zersplittert. Mächtige Felsblöcke liegen abgesprungen. Hin und wieder in der Tiefe unter uns ganz zerrissene Bäume. Die Felswand zeigt überall, nach der Art dieser Gegend, schwarze niedere Eingänge zu Höhlen. Man geht gebückt hinein, um dann stundenlang durch Hallen (Stimme und Schritt hallen wirklich hier; man begreift, woher das Wort kommt) zu wandern, in die hin und wieder durch einen Einbruch an der Decke der weiße Tag herunter-

fällt. Aus einer solchen Halle ist eine Kirche gemacht. Ein Bretteraltar, mit weißem Tuch überhängt, auf das ein großes schwarzes Kreuz in der Form des Eisernen Kreuzes gemalt oder genäht ist. Die doppelte Bedeutung dieses Symbols fällt auf. Die hellen Sandsteinwände sind mit Tannen umstellt. Soldaten, mit Brettern beladen, kommen den Hang herauf. Sie denken nicht daran, zu eilen, obgleich die hellen, weitglänzenden Bohlen dem Feind ein gutes und beliebtes Ziel hinhalten. Ich sehe schon hier, wie die Dauer der Gefahr gleichgültig macht.

Endlich treten wir in den Graben ein, der — wenig durch Sümpfe, Wälder, Felsen unterbrochen — vom Meer bis zur Schweiz läuft, von dem die fernsten Geschlechter der Enkel noch staunend erzählen werden. Er beginnt, wie mit Messern ausgeschnitten, oben auf der Hochfläche und biegt sich in weiter Krümmung um den Hang herum, zugleich nach unten. Nach wenigen Schritten ist er so tief, daß die nach außen hochgeworfene Erde über den Kopf hinausreicht. Herrlich ist die starke gelbe Farbe der bloßgeschnittenen Erde und der Geruch. Man geht hindurch, über sorgfältig quer oder längs gelegte Bohlen, nur bei einem Ausweichen rechts oder links mit dem Ellenbogen an die Wand rührend. Wo eine Biegung ist, scheint der Graben fast singend farbig in den grauen Himmel selber hineinzuschneiden. Links, dem Feind zu, ist von Zeit zu Zeit ein ebener Stand eingeschnitten, auf dem, wie ein Denkmal, unbewegt in seinem dicken Mantel, ein Posten steht, der durch ein Guckloch hinausspäht. Viele solcher Gucklöcher folgen sich. Jedes mit einem Holzbrettchen oder einem Stück lustigen bunten Tuchs zugedeckt. Hebt man ein solches Tuch ab und sieht hinaus, so schlägt einem, über das silberne Blinken des Drahtverhaus hinweg, jedesmal das ganz nahe Blau und Grün der gegenüber ansteigenden Wälder und Wiesen entgegen, daß man immer wieder überrascht ist. Neben den Gucklöchern, hoch und tief, für Stehende und Kniende, sind kleine, viereckige, zweifaustgroße Löcher eingeschnitten für die Patronen, jedes auch mit bretternem Türchen und sauber darauf gemalten Namen. Es ist, als wenn alles für ein Jahrhundert eingerichtet wäre. Über einem Postenstand stehen die Worte gemalt: Gott strafe England! Der Hauptmann ruft den Posten mit diesem Gruß an. „Er strafe es!“ kommt es hell

und messerscharf zurück, nicht nur, weil ein Soldat kurz und schneidend antworten muß. Dieser Ruf und Gegenruf, der in der Heimat von Leuten, die behaglich im Kaffeehaus sitzen, angewandt, schnell seine Würde verliert, klingt mir hier wie die Stimme des Schicksals selbst, daß es mir das Rückgrat hinunter schauert.

Außer den Posten kommt selten ein Mensch durch den Graben entgegen. Fast mehr Hunde als Menschen. Rechts aber ist von Zeit zu Zeit, schnell aufeinander, eine Tür aus Holz oder gar eine wirkliche Glastür in die Erdwand eingefügt. Oder es geht auch erst ein meterlanger Gang zu den Türen. Macht man eine solche Tür auf, so sieht man in ein Halbdunkel, aus dem bald die bekannten treuen bärtigen Gesichter heraus glänzen. Welche Bärte! Ich gebrauche den Ausdruck eines anderen, der sie Fußsäcke nannte. Sie sind sonderbar eckig um das ganze Gesicht gelegt. Urwaldbärte. Nur die Augen leuchten und bewegen sich darin. Und dann geht plötzlich unten ein breiter Spalt darin auf, man sieht weiße Zähne. Da sind also die herrlichen Kerle, die vor Monaten singend und blumenbesteckt aus unseren Straßen auf die Bahnhöfe zogen! Hier sitzen sie, um die rotglühenden Öfen, nähen, lesen, schreiben, liegen auf Matratzen, auf Stroh, haben sich Tische gezimmert, haben hier und da ein Bild an die Wand gehängt. Ein neues Geschlecht, an Gesicht den germanischen Urvölkern wieder seltsam gleich geworden.

Fragt man, ruft man hinein in eine solche Höhle — welche gute Laune, welche starke Zuversicht, welche treue Fröhlichkeit antwortet einem: „Wir möchten nicht unser Lebtag hier verkrochen liegen, aber vorläufig muß es sein — darum mal lustig." Wo sind die Kaffeehausgäste in München und Berlin, die einander mit besorgtem Flüstern vorentwickeln, wie alles anders geschehen müsse? Sendet sie auf einen Tag hierher! Hier ist Deutschland. Hier ist heilige Erde. Seit Monaten liegen diese Menschen hier, mit dem blutigen Tod auf Du und Morgen-, Mittag- und Abendgruß. Sie klagen nicht, belauern den Feind, warten aufs Vorrücken, sind des Sieges sicher. Denn sie fühlen den Feind täglich und stündlich mit all ihren Sinnen. Und fühlen, daß sie die Stärkeren sind. Die gleiche Ehrfurcht — ich will mich dieses hohen Wortes nicht schämen —, die gestern, als ich unter den Führenden

am Abendtisch saß, in mich trat, strömt als ein seliges Feuer durch mich, als ich diese Menschen sehe und höre. Um dieses Gefühl, nach dem es mich hungerte, trieb es mich aus den Städten hierher, in die aufgeschnittene Erde. Sie fragen nach der Heimat, sind ein wenig besorgt, ob man mit Vertrauen und Schätzung ihrer gedenke, sind ein wenig traurig, daß man da draußen spaziere, musiziere, trinke wie sonst. Ich mache ihnen klar, daß unter den spazierenden, trinkenden Menschen in der Heimat kaum einer ist, der nicht auch jemand Lieben hier bei ihnen draußen habe, daß sie nur das durch Warten ermüdete Gehirn ablenken, betäuben, daß sie sich — ein Heilmittel der Natur unbewußt annehmend — so stark und gesund halten für die große Arbeit des Friedens, die auch kommen wird. Sie glauben — um so eher, als sie die wahrhaften Gebirge der weihnachtlichen Liebesgaben gesehen haben, durch die sie sich noch lange nicht hindurchgegessen, -getrunken, -geraucht haben. Das ist das Ergreifendste: die Dankbarkeit dieser einfachen Menschen, die so vieles tun für ein so weniges. Wie bescheiden müssen wir alle sein! Vergeßt ihrer nie, laßt Weihnachten auch nach Weihnachten dauern! Ihren wirklichen Lohn freilich haben sie in sich: ihre verwunderliche Fröhlichkeit.

Wir gehen weiter. Ein Graubärtiger kommt daher, führt einen Hund an der Leine, voll Furcht, ihn zu verlieren. Überall in dem Graben begegnen uns diese Hunde, die von ihren französischen Herren zurückgelassen sind — meist niedere, langhaarig gefleckte Wachtelhunde. Sie liegen in den Höhlen den deutschen Soldaten im Schoß, auf den Füßen. Sie gehen von Graben zu Graben, machen ihre Besuche, da, wo sie wissen, daß sie gestreichelt und gefüttert werden. Und wo werden sie nicht gestreichelt und gefüttert? Es ist, als ob die Menschen hier in ihrer Blutarbeit bei der haßlosen Reinheit der Tiere Erquickung suchten. Man nenne hier Hundetreue nicht Hundeuntreue. Sie lieben über den Krieg der Völker hinaus, edler fast als die Menschen.

Wir gelangen an den Beobachtungsstand. Ich sehe durch das Scherenfernrohr und sehe in die leeren Fenster der Stadt hinein. Soissons! Eine verbotene Märchenstadt liegt es da, anlockend, mit seiner hoch vor dem Hügel ansteigenden Kathedrale (hinter der eine französische Batterie festgestellt ist — wo bleibt alles Kunsterbarmen,

wenn man in todbringender Geschützenähe steht?) Vor der Stadt eine Wiese, quer darüber her ein gelber Wall, der dann, zur Barrikade aufgehöht, über eine Straße kriecht: der vorderste französische Schützengraben. Ein starkfarbiges, flach hingeducktes Tier, das mit tausend Augen durch Gucklöcher herlauert, Feuer und Eisen auswirft, über Nacht herwächst. Dahinter das weiße Wasser der Aisne. Wie anders, bei der Lampe daheim zu lesen: „Aisne", und dann hier den silbern breiten Streifen im Gras unten zu sehen! Jetzt erst spürt man in seinem Blut, was Aisne und was ein Fluß und was für ein Hindernis und was für ein Schutz er im Kampf ist. Über die Straße, hinter dem Fluß und mit ihm längs laufend, gehen, durch das Glas leicht zu sehen, zwei französische Soldaten in den blauen Mänteln, ruhig: man schießt nicht nach einzelnen. Ein Unteroffizier nimmt ein Gewehr und schießt dennoch: die beiden laufen zwischen den Bäumen her.

Unsere Batterie oben — so gut verdeckt, daß ich sie auf dem Hinweg mit Mühe ersah — wird vom Feind mit Granaten gesucht. Wir wieder vermuten die feindliche Batterie in einem schmalen Gehölz vor der Stadt. Das Ziel wird durch den Draht hinaufgerufen, und unsere Geschütze streuen die ganze Länge des Wäldchens ab. Ich sah durch das Glas unsere Einschläge Feuer und Dampf hochwerfen. Dies war die Einleitung des heftigen Kampfes der beiden nächsten Tage, wo die anlaufenden Franzosen wie Katzen in unserem Graben eingefangen wurden.

Vom Graben laufen in Abständen Quergräben weg, die alle auf Holzschildern ihren Namen tragen. Einer heißt, das „weg" im Namen doppelt ausnutzend: „Bethmann-Holweg". Aus allen Straßen dieser phantastischen Stadt kommen bald die Offiziere heraus, die von dem Gast gehört haben, um Nachricht aus der Heimat zu erhalten, oder nur um jemand zu sehen, der aus der bald unwirklich scheinenden Welt da draußen ankommt, wo die Wiesen noch nicht von Gräben durchschnitten sind, wo die Häuser der Dörfer nicht zerrissene Fenster und Dächer haben, wo das Leben in den über der Erde führenden städtischen Straßen mit Wagen und Lichtern sein Spiel weiterdreht wie im Frieden. Ich habe jeden einzelnen dieser jungen, bescheidenen, vertrauenden und — ich sage

es immer wieder, die menschliche Natur bestaunend — fröhlichen Menschen für immer lieb gewonnen, die hier in der Erde allen Gewohnheiten und Annehmlichkeiten ihres früheren Lebens entsagen. Sie gehören alle der kühnen Armee an, die in den Sommertagen in unerhörten und nie für möglich gehaltenen Märschen fast bis in die Sichtweite von Paris gelangte. Mit um so größerem Verlangen warten sie auf das neue Vorrücken.

Eins noch rührt mich besonders und scheint mir merkwürdig genug: zu sehen, wie die Phantasie in den hier nur karg genährten Hirnen von selbst zu arbeiten anfängt, um Buntes in das eintönige — wenn auch immer toddrohende, so doch endlich eintönige — Leben zu bringen. Eine Legende geht in den Gräben hier um. Jeder, der kommt, fängt in seltsamer Erregung davon zu sprechen an. Ein Schimmelreiter ist gesehen worden. Heute, gestern. Hier, da. Ein französischer Offizier in der zusammengestückten Uniform eines preußischen Hauptmanns, der nun hinter der deutschen Front kundschaftet und vielleicht den Seinen Zeichen gibt. „Ein forscher Kerl!“ heißt es. Endlich kommt einer, der weiß: der Schimmelreiter ist soeben gefangen, als er so dumm oder kühn war, sich bei einem Schmied sein Pferd beschlagen zu lassen. Natürlich hat dieser Schimmelreiter niemals auf einem wirklichen Pferd gesessen. Unser Artilleriehauptmann aber ward, als er später auf seinem Schimmel daherritt, festgehalten.

Bergdorf, Höhle und Fliegerschloß

Das Auto hält unvermutet. Links von der abfallenden Landstraße, einen Meter vorher noch unsichtbar, tut sich eine Art kleines Tal auf, von dicht angereihten Bäumen eingefaßt, wenige Meter breit, zwei Minuten lang. Hier hat ein Zauberer, inmitten all der zerschossenen grauen französischen Steindörfer, ein hellglänzendes Holzdorf hingebaut. Zwei Reihen Häuser, so klein fast, als wären sie für Kinder bestimmt und aus einem Weihnachtsschaufenster der Großstadt genommen. Mit Treppen, Türen, Glasfenstern, Tannengirlanden um die spitzen Dachsimse, aufgemalten

Hausnamen, wie in irgendeinem Bäderdorf im Harz oder Schwarzwald. In den Zimmern Gardinen, Öfen, Tische, Stühle, Matratzen, Bilder, Gipsbüsten. Eben ist neue Mannschaft hier eingezogen, die verwundert und scheu wie Kinder die Treppen hinaufgehen, die Türen aufmachen, in die Fenster sehen. Es sieht aus, als ob Riesen über eine Zwergstadt geraten wären. Die Wackeren, Bärtigen, deren Lehmstiefel auf dem Holz schallen, werden hier für einige Zeit ausruhen vom Kampf. Sie werden hier sitzen, neben den Öfen oder vor den Türen oder unter den Bäumen, rauchen, singen — wie die, deren flinke Hände die hellen Hütten hierher gebaut haben, ohne Befehl, aus der eigenen Freude heraus, und die nun wieder in den Graben zurückgekehrt sind, ihre Häuslein den Nachkommenden lassend, ihre Brust wieder dem fliegenden Eisen des Feindes hinhaltend. Unter allem Lärm, Feuer und Wunden werden sie, wie an einen Traum, an ihr Dorf im Tal und ihre Rückkehr daheim denken — an die Rückkehr in die Heimat selber denken sie erst, wenn sie dann im Dorf sitzen. Neben dem ausschauenden Mut und neben der wachsamen Ausdauer ist wahrhaftig die Anstelligkeit unserer Soldaten gleich bewundernswert, die sich nicht nur allen Umständen anpassen, sondern sich ihre Schwierigkeit sogar zunutze machen, als ob sie etwas Erwünschtes wäre. Die sich durch nichts, auch durch die blutige Hantierung nicht, ihren Trieb unterdrücken lassen, durch Schönheit, wie sie sie verstehen, ihr Hiersein zu schmücken.

Von dem allen erhielt ich einen noch erstaunlicheren Beweis, als das Auto wenige Minuten die Straße hinunter zum zweitenmal anhielt. Unter mächtigen Felsplatten stand das schwarze Maul einer Höhle, wie sie sich in dieser Landschaft so unzählig finden, nieder und breit offen. Wir durften nicht zu lang davor stehen bleiben, weil sonst die französischen Granaten bald in unseren Kreis hineinschlagen würden: rundum ist Erde und Fels zu Löchern und Splittern aufgerissen. Wir gehen also in das Maul hinein, wie Kinder im Märchen in das Maul eines Menschenfressers, zugleich sehr schräg bergab. Wenn die Augen sich drinnen ein wenig eingesehen haben, ist es nicht so schwarz hier, wie es von draußen den Anschein hat. Vielmehr läßt ein

lichtes Grau bald Einzelheiten erkennen. Einzelheiten, die zusammen ein Bild voll unerwarteter Kriegsphantastik geben — als ob es mit der Phantastik dieses erdvergrabenen, unsichtbar aus den Lüften sein Eisen herabschießenden Krieges an sich nicht genug wäre.

Kammer an Kammer. Wir gehen unter Bögen her, um hausdicke Säulen herum. Der große Baumeister des tirolischen Kufstein muß hier das Modell seines riesigen Rundsaales gefunden haben, den eine einzige Säule, nach allen Seiten in die Decke hineinwachsend, in der Mitte stützt. Die Kammer der Offiziere ist durch eine Holzwand und Türe abgetrennt. Drinnen eine immer brennende Lampe, ein Klavier, ein gedeckter und dampfender Mittagtisch. Dann Hallen und Hallen und Betten und Betten. Die Inwohner zwar sind draußen, im hellen Feld, hinter ihren Geschützen: wir hören ihr Feuer bis unter die Erde. Nur auf einem hohen Felsvorsprung sitzt eine Gesellschaft bei Brot und Bier, durch ein Drahtgitter vor dem Fall geschützt: der „Vogelkäfig". Auch einzelne Gestalten begegnen uns Vorschreitenden ab und zu im Dunkel. Sie sehen mich so verwundert an wie ich sie. Ich werde an die geheimnisvolle Art erinnert, wie vor dem Gondelfahrer von Venedig plötzlich und lautlos Gondeln auftauchen und schon hinter ihm verschwunden sind. In einer besonders raumweiten Halle stehen die Pferde. Durch einen Einbruch in der Decke schießt weißes Licht herein, man sieht im Schein die runden glänzenden Schenkel, eine Mähne, ein Auge. Man denkt an Rembrandt. Und schon ist ganz wirklicher Rembrandt da: zwei Milchkühe, fressend vor ihrem Trog. Daneben der kleine, schwarze, aus ganz klugen Augen sehende Esel. Mit guter Absicht, Humor und Empfindung ist in der Halle daneben der große behängte Christbaum aufgestellt, so, daß Tiere und Baum zugleich zu sehen sind. Es ist zu glauben, daß hier unter den Lichtern des Weihnachtsabends ein Bild aus Menschen und Tieren entstand, das an segnender Kraft alle gemalten Krippenbilder — und sei's ein Rembrandtsches — übertroffen hat.

Wir schreiten eine Stunde durch die unterirdischen Säle, ohne ein Ende zu finden. Einer der treuen Bärtigen führt uns. Er

erzählt frommgläubig von dem alten Volk, das einmal in dieser Höhlenstadt gewohnt habe. Wir gestehen uns, als er einmal abseits ist, daß es sich hier um nichts als Steinbrüche handelt. Der Stein ist so weich, daß ein Messer hineinschneidet. Man hat ihn, vor Jahrhunderten, von oben her, in wagerechter Fläche abgeschnitten — ist nirgendwo höher gegangen, um die Ackererde oben zu schützen. Die Natur selbst hatte den Menschen an unzähligen Stellen Höhlen vorgebildet. Die ganzen Dörfer und Städte der Landschaft sind aus diesem Stein, der an der Luft hart wird, erbaut. Das rätselhaft unterirdische Geschlecht, das man sich gern herträumt, hat nie gelebt.

Heute — im Frieden — schreiten und fahren nur noch Champignonzüchter durch die Höhlen. Überall bedecken lange, aufgeschüttete und in gradlaufende Hügelketten geteilte Felder den Boden. Aller Ertrag zwar ist diesmal von den Eroberern entweder längst aufgezehrt oder gegen andere gute Dinge eingetauscht — am liebsten gegen Karbid, das diesen Menschen im Dunkel zur ersehnten Kostbarkeit geworden ist.

Unser Führer verliert den Weg. Wir finden aber trotz des Dunkels eine Karrenspur, kommen wieder zu den stampfenden Pferden. Eins liegt mit weit ausgestreckten Beinen. Der Hauptmann spricht mit ihm wie mit einem Menschen. Es antwortet sonderbar brummend, grunzend, wiehernd, springt auf, reibt seinen Kopf an dem hingehaltenen Arm.

Welch ein Gegensatz, als ich von diesen Unterirdischen hochsteige und zu dem Geschlecht der Lüfte, den Fliegern, komme!

Das Auto hält vor einem langen, niederen, weißen, geflügelten (seltsam so die Form einer Maschinentaube wiedergebenden) Schlosse, mauereingefaßt, mit einer kreisrunden Wiese davor. Wir sind unvermutet, wie durch einen Schacht von vielen Menschenaltern, in die verschüttete Welt des Rokoko hineingefallen. Gleich hinter der hohen Glastür eine wirkliche Sänfte: weiß und golden. Über die breite, gewundene Treppe werde ich in mein Zimmer geführt: das Zimmer der Marquise. Kaminfeuer, Himmelbett, die zierlichsten, dünnfüßigen Tische, Stühle, Schränke. Ich gehe auf den Zehen und wage nicht, laut zu sprechen.

Abends im großen Saal unten um den langen Tisch mit den Fliegeroffizieren. Die Kühnsten der Kühnen. Die Bescheidensten der Bescheidenen. Sie sind unmutig, wie eingesperrte Adler, weil so lange schon die Wolken tief herunterhängen und jeden Aufstieg nutzlos machen. Nicht der laute Wind hält sie unten. Aber die Höhe, zu der sie sich hinaufschrauben müssen, um vor den Schrapnellen sicher zu sein, ist eine bedeutende. Sind aber die Wolken tiefer, so ist nichts zu sehen von oben. Aus jedem Wort des Abendgesprächs spricht darum die Sorge und die Hoffnung auf den freien Himmel von morgen.

Man zeigt mir die Photographien, die die Beobachter oben, hoch über den Stellungen des Feindes hängend, aufgenommen haben.

Man erkennt — die deutschen Apparate sehen mit Falkenaugen — die Schützengräben als feine weiße Linien, die Batterien als schwarze Vierecke nebeneinander hingereiht, die ausgewühlten Granatlöcher als deutliche Kreise.

Es wäre viel zu sagen von der Art, wie hier menschlicher Scharfsinn an unausgesetzter Arbeit ist, um hinter alle Täuschungslust des Feindes zu kommen: nach dem Krieg wird man mehr davon erzählen dürfen.

Wir wischen uns — der Krieg erlaubt manches — nach dem Essen den Mund an einer einzigen gemeinsamen Serviette ab, die irgendein geheimnisvolles, zierliches Wäschestück der Marquise zu sein scheint und hoch oben an der Lampe hängt. Einer zieht sie herunter, und nach dem Gebrauch schnellt sie, wie ein Flugapparat, an einer Gummischnur geräuschlos wieder hinauf. Mit guter Laune haben sich die Flieger so darüber hinweggeholfen, daß man ihnen Teller und Tassen und Servietten der Marquise wegnahm, um den Tisch eines benachbarten Schlosses damit zu decken.

Inzwischen erzählt einer, daß man im Bücherschrank der Marquise viele, mehr als leichte Bücher gefunden habe. Andere schließen daraus auf die Jugend, ich im Gegenteil auf das Alter der Dame. Bis wir erfahren, daß vor ein paar Jahren ein Fabrikant aus Sachsen das Schloß gekauft hat und daß die Marquise längst in Paris ihre Tage hinliebt.

Man sieht, wir hätten Frankreich langsam auch ohne Krieg erobert.

Aber trotz der leichten Bücher und trotz des Fabrikanten aus Sachsen spannt sich auch vor mir bald wieder das goldene Bild einer jungen Dame mit rauschenden Röcken und niedlichen Schuhen in die Luft, die leider nicht unter ihren Gästen ist. Dazu draußen das nächtliche Schlagen der Geschütze.

Zwei Hügel

Während wir über weit aufgebogenes Ackerland hinaufsteigen, muß ich immer wieder nach dem hinblauenden Hügelrücken sehen, der schon hinter der Aisne aufgebaut ist und das erste, noch von den Franzosen gehaltene Land bedeutet.

Über die kopfrunde Kuppe des Ackers breitet sich wie ein darüber geworfenes grünes Tuch ein Rübenfeld aus, mitsteigend und mitfallend.

In diesem milden Frankreich sind diese Fluren grün zu einer Zeit, wo sie in meinem Oberbayern unter Schnee begraben oder leer und gelb wie von Feuer versengt liegen.

Mitten in dem hellen, sich durch den Regen drängenden Grün steht — es scheint, wo man hinkommt, immer derselbe Bärtige, Eingepackte zu sein — unbewegt ein Posten im grauen Mantel, mit aufgestecktem Bajonett. Über dem Posten als einem Zwerg hoch in den Regen hinein der Mast einer Funkenstation. Er ist nur so hoch wie ein Dorfkirchturm, scheint aber in seiner Dünnheit unendlich viel höher.

Er hält die schwarzen, weit und schräg zur Erde hingespannten Drähte, die wiederum ihn gegen den anpfeifenden Kanalwind halten. Er ist zusammenschiebbar wie ein langes Fernrohr und in einer halben Stunde niedergelegt und zum Weitertransport fertig.

Wieder ist hier die fingergeschickte Anstelligkeit unserer Soldaten zu bewundern.

Zwei Soldaten sitzen im Wagen, in dicke, zottige, milchweiße Felle gekleidet wie Afrikaner — ein merkwürdiges Bild —

wann hat je ein Märchen sich Phantastischeres ausgedacht? Er spricht, über die Länder weg, mit der fernen deutschen Nordseestation, er gibt die Tagesmeldungen des Großen Hauptquartiers an die Armee weiter, so daß der vorgerückteste oder einsamst aufgestellte Posten über die Geschehnisse an allen Fronten und auf allen Meeren so schnell Nachricht erhält wie der wartende Bürger in Deutschland. Beim Vorrücken der Armee unterhält er die Verbindung der vordersten Truppenspitze mit der rückwärtigen Befehlsstelle, immer mitvorrückend. Ohne diese beweglichen drahtlosen Stationen wäre die Ausspannung der heutigen Schlachtfronten undenkbar.

Ich verlasse den von den geheimnisvollen Wellen umzitterten Hügel in einem erregten Gefühl, als ob ich von einer Art heiligen Orts ginge. Der junge Offizier da oben, mit der Ruhe und Sicherheit seiner Erklärungen, mit der Freude an seiner Aufgabe, dem Wagemut seiner blauen, deutschen Augen hat zwar nichts mit einem Priester zu tun. Aber die Heiligkeit des Willens und die Dienstbarkeit unter einen hohen Gedanken, der für uns alle nicht nur ein deutscher, sondern ein Menschheitsgedanke ist, umwittert auch ihn mit Licht und Reinheit. Die fellgekleideten Märchenkerle im andern Wagen, mit ihren Apparaten am Ohr, schauen uns nach, nur mit den Augen, ohne den Kopf mitzudrehen, bis die himmelbegrenzende hellgrüne Linie des Rübenfeldes zwischen ihnen und uns liegt. Der Posten steht und sucht in den Himmel hinein, ob irgendwo der schwarze Punkt eines feindlichen Fliegers sich zeigt.

Das Auto fährt uns hinab, hinauf, hinab, hinauf, bis endlich ganz in den Hof eines uralten, gewaltigen Bergschlosses hinein. Kurz vor dem Schloß lehnt ein alter Pfarrer, mit rotem, sorglosem Gesicht unter weißem Haar, über eine dichte Efeumauer herüber, unter rundgeschnittene Bäume gebückt. Er sieht neugierig auf die fremden Gäste, hebt grüßend sein schwarzes Käppchen ab, das so rundgeformt dem Schädel aufliegt, daß er ein Stück seines Schädels abzudecken scheint. Die Erfahrung in Belgien — man muß die, die jene Tage der schießenden Dachluken und Kellerfenster mit durchlebt haben, selber davon erzählen hören — hat gezeigt, daß in der Stunde der Not nicht jedem dieser gutgenährten, freundlichen schwarzen Männer zu trauen ist.

In wahrhaft königlich einsamer Höhe und Sichtbarkeit sind die Mauern des Schlosses über den stundenweiten Bergrücken hingebaut. Ein einzelner Wachtturm steht zwei Kilometer vom Schloß. Vom Schloß selbst steht noch eine riesenhafte Wand mit zwei Ecktürmen, und dahinter, diese Riesen zu Zwergen machend, der Hauptturm, der wirklich eher von einem verschollenen Geschlecht der Vorzeit als von Menschen unserer Art aufeinandergefügt zu sein scheint. Von welcher Seite man den Berg umfährt, immer ist dieser Turm und die Wand mit den Ecktürmen davor vorhanden, aber immer zueinander verschoben, als spielten sie, von aller irdischen Schwere befreit, mit sich und uns. Fünfzig deutsche Soldaten haben sich mit ausgestreckten Armen als eine Kette rund um den Turm gestellt, aber es mußten noch dreißig hinzutreten, bis der letzte dem ersten die Hand reichen konnte. Vier Männer müssen mit gebreiteten Armen nebeneinander stehen, um die Dicke der Mauern abzuspannen. Im Burghof selbst stehen — nirgendwo in Deutschland gibt es einen auch nur ähnlichen Anblick — hundert kleine Burgen für sich. Die zerbrochenen Reste einer Kirche sind da, die ein Dom zu nennen gewesen sein muß. Wo sonst Pariser Damen und Herren nach ihrer sonntagsnachmittäglichen Autofahrt scherzend und staunend herumspazieren, schreiten nun Dutzende deutscher Offiziere, rufen sich zu, besteigen unersteigbar scheinende Trümmer, machen photographische Aufnahmen. Überall Treppen mit mächtigen Quaderstufen, hinauf und hinunter. Überall öffnen sich geheimnisvolle Gänge unter die Erde, einmal sogar eine breite, für mehrere, nebeneinander fahrende Wagen hinreichende Straße, der wir ein Stück folgen, bis die Schwärze und ein unheimlich rauschendes Wasser uns zurücktreiben. Alle Höhlen und Gänge sind bei der Besetzung durch unsere Soldaten abgesucht worden, zumal erregte Gerüchte von versteckten französischen Kompagnien und gelegten Minen verbreitet waren. In all dem kolossalischen Gestein hier und da sehr überraschend der Rest eines zierlich gotischen Fensters, einer kleinen, geschmückten Säule. Wie seltsam diese alten Ruinen unter den neuen Ruinen der zerschossenen Dörfer rundum: auch diese werden spätere Geschlechter einst schmerzlos ansehen.

Wir steigen auf den Turm hinauf. Unerhört innen der Blick von unten in die Höhe. Noch unerhörter später der in die leere Tiefe haltlos hinunterstürzende Blick von oben. Überall an den inneren Wänden die Spuren von dem, was einmal an riesenhaft gerundeten Säulen hier übereinandergetürmt gewesen ist. Dabei hat der Turm trotz aller Maßungeheuerlichkeit eine Zierlichkeit, die ihn in der französisch weichen Hügellandschaft nicht fremd sein läßt, und die ihn zu einer Art Vetter des berg- und meerfernen weißen Turmes in Pisa macht. Ueber einer Mauer zeigen sich zehn, zwölf Efeubäume, in gleicher Höhe nebeneinander hingereiht. Vom Alter, von den Stürmen und — was wissen wir? — von der Phantastik ihres Erlebens ganz gekrümmte Gestalten. Auch die Vögel, die man sich zu einer Burg denkt, fehlen nicht. Sie sind größer als Raben, aber doch schwarz, schreien nicht. Unter jedem tönenden Schritt auf dem Stein der Treppe klingen noch lebendig die alten stolzen Herrenworte auf: „Roi ne suis, ne prince, ne duc, ne comte aussi; je suis le sire de Coucy."

Der Blick von oben erinnert uns daran, daß wir als Feinde im eroberten Lande stehen. Nicht die Schönheit der Landschaft sucht unser Auge ab, sondern wir prüfen ihre für den Kampf günstige oder ungünstige Gestaltung. Wir sehen, was sich von unten als wellig aufgereihte Hügelkette ansah, jetzt als blau, grün, braun gefärbte Hochfläche, in die das Wasser oder Erdeinbrüche ungezählte kleine Täler eingerissen haben. Während die großen Landstraßen (heute noch anstaunenswerte Zeichen des napoleonischen Willens) strichgerade über Tiefen und Höhen hinweg geschnitten sind, drehen sich die kurzen Verbindungsstraßen in weißen Bögen, die oft fast geschlossene Kreise werden, durch die Täler hindurch. Unter uns, eine blaue Masse unter erhelltem Bergrücken, die Häuser von Soissons mit der Kathedrale: eine französische Stadt, durch die noch keine deutsche Soldaten schreiten und darum — während mir bisher französische Straßen mit deutschen Soldaten ein Wunder blieben — mir jetzt noch mehr ein Wunder, das, verschlossen, die Augen nicht von sich läßt.

In die Mauer des Turmes oben haben viele Hundert deutsche Soldaten, nach der Mühe der aufgetürmten Treppenstufen, ihre Namen geschickt oder ungeschickt eingeschnitten. Eine sonst ein-

fältige Gewohnheit vieler Menschen hat hier eine weltgeschichtliche Merkwürdigkeit gewonnen. Daneben eine kleine Merkwürdigkeit: unter all den deutschen Namen ein einziger Name eines englischen Soldaten — die Engländer sind ja vor den Deutschen hier gewesen und abgerückt. Es ist offenbar nur der eine heraufgestiegen: ist das nicht auch ein wenig bezeichnend für den Unterschied der Rassen?

Die schwarzen Vögel unter dem Turm fliegen auf. Über dem Turm erscheint ein größerer Vogel, eine deutsche Taube, mit gewaltigem Getöse. Eine Photographie des Turms aus der Höhe, die in diesem Augenblick gemacht wird, erhalte ich am nächsten Tage zum Geschenk.

Soldaten, die in die Schlacht gehen

Noch Nacht. Unser Auto fährt ohne Lichter. Es ist so dunkel, daß man nicht sieht, ob Häuser oder Bäume neben der Straße stehen. Der Fahrer tastet nicht mit den Augen, sondern mit dem Gefühl oder, besser gesagt, mit einem sechsten Sinn, der sich bei ihm entwickelt haben muß. Es ist kein Windzug um mein Gesicht, also müssen wir sehr langsam fahren, kaum schneller, als ein Fußgänger geht.

Rechts neben uns steht unverändert eine dunkle Masse, nur ein wenig heller als das Schwarz der Nacht. Als das Auto hält, erkenne ich, daß die Masse sich bewegt, Ich höre den Schritt unzähliger Füße. Hin und wieder weißliche Flecke: Gesichter, die vielleicht zu mir aufgehoben sind. Kein Singen, kein Sprechen — die Schreitenden scheinen zu schlafen. Das Ganze scheint eine endlos langgezogene Maschine, die sich vorwärts schiebt.

Ich steige aus, taste mich den Straßenhang hinauf, erfühle einen Baum, lehne mich mit der Schulter daran. Die dunkle Masse unten bewegt sich weiter. Aber ich höre jetzt das Rollen von Rädern, den gleichmäßigen dumpfen Schlag von Pferdehufen, dazwischen ab und zu ein eisernes Geklirr. Aber kein Wiehern, keinen menschlichen Ruf.

Plötzlich, ohne daß ich ihn habe entstehen sehen, ist in der Ferne vor mir ein milchweißer Streifen am Himmel da. Neben mir ist

es so schwarz wie zuvor, daß ich den Stamm des Baumes, an dem ich stehe, nicht erkenne. Aber in dem milchweißen Streifen werden Pferdeköpfe, werden die zugespitzten Helme von Soldaten sichtbar. Alles scheint in einer nickenden Bewegung an der Stelle zu bleiben, während ich doch aus dem Geräusch der Räder und Hufe entnehme, daß immer neue Pferdeköpfe und Helme in dem Streifen erscheinen.

Geschützdonner hebt an. Ferne feurige Bogen durchschneiden die dunkle Höhe des Himmels. Ungewisse Lichtscheine zucken auf wie ununterbrochenes Wetterleuchten. Ich erkenne Bäume, die Straße. Aber die Straße ist jetzt leer, als ob alles vorher eine Täuschung gewesen wäre. Ich lege das Ohr an die Erde. Da höre ich Räder, Hufe, Tritte noch. Darunter ein Rollen, gewaltig, in senkrechter Tiefe, nicht seitlich entfernt. Das, was allein in dieser Zeit der Erregung noch fest scheint — die Erde zittert. Ich höre in ihr Herz hinein. Sie scheint ein Wesen, riesenhaft, unheimlich, das sich zu regen anfängt und Nahrung begehrt: Menschen.

Mit einem Male ist aus den Lichtscheinen Dämmerung geworden. Ein Frösteln durchzittert mich — von außen? von innen?

Jetzt — wie ein Trost des Himmels: unvermuteter Gesang. Erst hell, wie von Schellen, oder als ob ein Zug überirdischer Frauen oder ein Zug seliger Kinder herankomme. Dann laut, tief schallend, irdisch. Soldaten, Infanteristen, kommen über den Scheitel der Straße herauf. Über den Helmen der Wald der Gewehre, wie dichtgedrängte Maste eines Hafens, die durch einen Wind durcheinander bewegt werden. Um die Helme Tannenzweige. In jedem Gesicht, schon von weitem sichtbar, der geöffnete, singende Mund. Jetzt ist das sieghafte, gewaltige Schreiten unter mir. Ich ziehe die Mütze vom Kopf zum Gruß, aber es wird ein schweigender Gruß der Ehrfurcht.

Ich sehe in all diese Gesichter hinein. Es scheinen erst die Gesichter von Soldaten zu sein, die mit Sang ins Manöver ziehen. Aber bald, wie in einer Ferne unter dem singenden Ausdruck erspäht man den Ernst, den heiligen Willen. Hier: ein Gezeichneter sieht mich an; während seine Lippen sich wie die Lippen der anderen öffnen und schließen, stehen die Augen darüber groß und

seltsam leer: ihr Strahlen ist schon hinausgeschickt in irgendeine Ferne. Einer geht, singend und bisweilen an die Kameraden anstoßend, aber gleichwohl sicher wie ein Nachtwandler, mit geschlossenen Augen, als habe er ein Bild in sich zu bewahren. Einer macht einen kleinen Schritt abseits, um irgendeinen Käfer am Boden nicht zu zertreten. Viele haben einen Daumen unter den Tornisterriemen gelegt, um den Druck zu mindern. Jünglinge, fast Knaben, schreiten neben bärtigen Männern. Breitgesunde Gesichter von Bauern, hager energische von großstädtischen Arbeitern, feine und bleiche von brillentragenden Studenten. Und immer dieser Schritt, der wie im Strom alle fortreißt. Die Führer, zu Pferd, in den grauen Kragen, vor sich schauend, nicht singend. Ihnen fehlt der Schritt. Sie scheinen von weitem traurig. Aber sind sie nah, sieht man die hellen Gesichter. Sie drehen sich von Zeit zu Zeit um oder reiten an die Seite, lassen einen Teil der Soldaten an sich vorbeischreiten, sehen in die Gesichter, zeigen ihr eigenes Gesicht, um zu sehen und zu sagen: Wir alle sind bereit.

So viele Gesichter vorbeiziehen: in allen wie zwei entzündete Lampen die tief leuchtenden Augen, deren Schein ich nie vergessen werde. Über dem endlosen Zug der blaue Rauch der Pfeifen, Zigarren, Zigaretten, der unwirklich in der Luft stehen bleibt wie der feine Rauch von Opferflammen in den Herzen. Und immer dieser Schritt und immer dieses Singen. Dazu der Geruch der abgeschnittenen Tannenzweige. Einer hat die Brust mit gelben Blumen geschmückt, die er wer weiß woher hat. Einer fühlt, während ich ihn kommen sehe, von außen an seine Brusttasche: er mag das Bild von Frau und Kindern dort wenigstens anfühlen, weil er sich scheut, es noch einmal herauszuziehen und vor allen anzusehen. Einer sieht starr auf den Tornister seines Vordermannes, er schwankt, scheint stehen bleiben zu wollen. Ob er denkt: hier bleiben, bei den friedlich stehenden Bäumen, leben? Schritt und Singen nehmen ihn weiter. Einer singt hell, daß es aus allen Stimmen herausklingt: er muß ein geschulter Sänger sein. Er reißt die um ihn Marschierenden nicht etwa mit, sondern sie schweigen und hören ihm zu. Neue Scharen kommen.

Und immer dieser Schritt und immer dieses Singen. Bäume, Gras, die Erde selbst, die Wolken scheinen mir mitzuschreiten. Ich sehe den geisterhaften Zug der Mütter, Frauen, Bräute, Kinder mitschreiten. Alle singen mit. Das Firmament klingt.

Der Tag kommt. Ohne Sonne. Aber voll eines heimlichen Strahlens. Oder ist das in mir? Das Rätsel „Mensch sein" hat seine Qual in mir verloren. Die Gewißheit, trotz aller Wissenschaft, mehr als die letzten hängenden Blätter vom Herbst, mehr als die emsig zu meinen Füßen kriechenden Ameisen sein zu müssen, die ich zertreten könnte wie der Krieg diese Menschen, bricht in mir auf. Nur Menschen vermögen sich wissend zu opfern.

Das Auto trägt uns feldein. Nicht in Richtung der Marschierenden. Ich muß sie verlassen. Aber unter der Baumreihe der nächsten Straße, die wir schneiden: wieder dieser Schritt, dieses Singen, diese Unzähligen. Auf der dritten Straße: Schreiten, Singen, Unzählige. Bis unser Wagen, wie vom Vorwärtsdrang mitgezogen, die gleiche Richtung annimmt und den kurzpolternden Schlägen der Geschütze entgegenfährt.

Vor Soissons

Wie ich, durch eine zufällige glückliche Fügung der Umstände, den Anfang des Artilleriekampfes, der die Schlacht von Soissons einleitete, in den Schützengräben unmittelbar gegenüber den Häusern und der Kathedrale von Soissons mit durchleben konnte, habe ich schon berichtet.

Nach halbstündigem Rückweg durch die gelben Wände des Grabens treten wir über einen steil abhängenden und ganz von Granaten zersplitterten Wald heraus. Bald darauf kommen wir in ein von den Einwohnern längst verlassenes Dorf, klopfen an eine Tür und werden von einem Hauptmann und einem Stabsarzt an einem mit Kaffee und Kuchen (noch von Weihnachten her) voll besetzten Tisch geladen. Heiteres Erzählen vermag die Erregung, die der draußen anwachsende Kampf durch die Glasscheiben ins Zimmer trägt, nicht zu verdecken. Einmal tritt

der Hauptmann ans Fenster, um zu sehen, wo eine besonders nah lärmende Granate eingeschlagen habe, und das Gespräch stockt eine Weile. Das Zusammensitzen mit den beiden Männern, die durch ihr verstecktes Leben hier schon ein wenig weltfremd und ungelenk, aber darum um so liebenswerter geworden sind, wird abgebrochen durch das Klingeln des Telephons, das den Arzt zu zwei Schwerverwundeten in den Graben ruft. Leuten, mit denen ich noch vor einer halben Stunde gesprochen habe, da sie mutvoll, glanzäugig und nichtsahnend zwischen ihren gelben Wänden standen. „Mein tüchtigster Unteroffizier!" sagt der Hauptmann und kehrt sich ein wenig ab. Unser Auto fährt an den tiefen, frischgelben Löchern vorbei, die die Granaten vor wenigen Minuten in das Gras neben der Straße gerissen haben.

Am nächsten Tag rollt der Kampf nach Westen hin. Wir vermögen nur noch die abgeschwächten, von seiner Erregungsmitte auslaufenden Wellenkreise zu spüren. Der Erfolg, der hier erkämpft ist, hat uns nicht nur in den Besitz einer wichtigen Höhe und damit in den ungestörten Gebrauch einer Bahn gebracht, er hat vor allem weithin sichtbar gezeigt, wie unberührt stark — trotz des monatelangen Vergrabenseins — die Angriffskraft unserer Soldaten ist und wie aller, immer wieder ansetzender Elan der Franzosen dagegen nicht durchhält.

Das Geschützrollen von Westen her wird auch während der Nacht und während des zweiten Tages nicht unterbrochen. Am Nachmittag wird mein Begleiter, als wir uns eben die Wagen eines unheimlichen, ganz mit Minenwerfern und allen Arten von Handgranaten gefüllten Zuges öffnen lassen, ans Telephon gerufen: eine Anzahl Autos für Verwundete wird gefordert. Am Abend kommt der Nachrichtenoffizier des Armeeoberkommandos nach kurzer Autofahrt aus der Gefechtslinie, lehmbeklebt, mit seltsam abwesenden, fast verstörten Augen. Er erzählt — während neben uns, in der Gegensätzlichkeit des Krieges, Offiziere bei Wein und Sang den Geburtstag eines Kameraden feiern — von den zweitausend gefangenen Franzosen, von denen er eine Anzahl hat vernehmen müssen: übermüdete, gebrochene Gestalten. Von den Wunden, die er bei anderen Gefangenen gesehen hat und die unsere Handgranaten gerissen haben, erzählen mehr seine Augen

als sein Mund. Spät in der Nacht kommen die Autos mit unseren Verwundeten zurück — bis auf drei Wagen. Die Wagen sind in feindliches Granatfeuer hineingelaufen, haben die Lichter löschen und in schwarzem Dunkel einen Wald durchqueren müssen. Drei Wagen sind dabei zu Trümmern gefahren.

Einiges von dem, was die Kunde von Mund zu Mund erregt herüberträgt, sei aufgezeichnet. Ein Gefreiter eines Jägerbataillons, dem das Warten zu lang wird, will in ein Dorf, das vorn liegt — sehen, ob noch Franzosen drin sind. Der Feldwebel sagt: „Du bleibst hier, verrückter Kerl!" Er bittet aber, doch gehen zu dürfen und geht, nachdem er die Erlaubnis erhalten hat, allein, unbekümmert als ob er auf einem Landweg der Mark dahergehe. Er kommt an fünf Geschütze. Die Mannschaft steht noch dran, aber tot. Er kommt mit drei Pferden, auf deren einem er selber sitzt, und einem nachgezogenen Maschinengewehr zurück und meldet, absteigend: „Herr Feldwebel, da sind keine Franzosen mehr."

An anderer Stelle finden die anstürmenden Unseren einen französischen Major, der allein noch eine Batterie bedient. Da er den Revolver hebt, wird er niedergeschossen. Er ist mit den Ehren, die ein deutscher Major fände, begraben worden.

Ein junger deutscher Leutnant kriecht mit sechs Leuten vor, springt in einen französischen Graben — und gleich in die geöffneten Arme eines Alpenjägers hinein. Man ladet den Gefangenen in einen Unterstand, schenkt ihm Wein ein. Die Sechs denken: Wo ist unser Leutnant? Sie kommen an den Graben, springen hinunter, stehen mit schußbereiten Gewehren plötzlich vor dem Unterstand. Die Franzosen heben die Hände hoch. Die Sieben kommen mit siebzig Gefangenen zurück — niederen, untersetzten Gestalten, die Hosen eng über merkwürdig kugelrunden Waden. Sie werden vor den Kaiser geführt, den sie nicht kennen und der sie fragt. „Oui, mon général," antworten sie. Es wird ihnen gesagt, daß es der Kaiser selbst ist, der sie fragt. Sie staunen wie Kinder. Der Kaiser läßt ihnen sagen: „Ihr werdet nicht erschossen, wie man euch gesagt hat. Ihr werdet als Leute, die in ehrenvollem Kampfe gefangen sind, in Deutschland gut behandelt."

An anderer Stelle. Am Abend, nach geglücktem Sturm, kommt

die Musikkapelle eines Infanterieregiments vor und bläst das niederländische Dankgebet über das Feld. Aber die tapfern, bleichen, entrückten Soldaten können nicht mitsingen, weil ihnen die Muskeln des Mundes noch verkrampft sind.

Ich mag diesen Bericht nicht schließen, ohne eines Freundes zu gedenken, dessen Name unter all den Zahlen von Gefangenen, Verwundeten, Toten, die in diesen erregten Stunden von Mund zu Mund getragen werden, plötzlich wie ein lebendiger Klang aufspringt.

Vor vier Monaten hatten alle Zeitungen berichtet, daß der junge Maler August Macke (er trug den merkwürdigen Zunamen eines Expressionisten, womit sein Wesen wenig bezeichnet war) bei Arras gefallen sei. Ich saß in München auf dem Balkon in der Sonne und las es. Obwohl man schließlich darauf gefaßt sein muß, daß einer, der im Krieg steht, fällt, nahm mein Gehirn tagelang diese Nachricht nicht auf. Denn es konnte keinen lebendigeren Menschen geben als diesen hohen, breiten, lachenden August Macke, der nun — unweit einer Stelle, wo er vor ein paar Jahren mit Herbert Eulenberg und mir oft durch den Morgenwind unter Kunstgesprächen gewandert war, und dazu kämpfend gegen die Franzosen, deren Kunst ganz seine Seele füllte — aus diesem bunten Leben ausgestrichen sein sollte. Aber ich glaubte endlich, mußte endlich glauben. Wie alle seine Freunde. Wir schrieben Briefe an seine Frau, die uns unendlich schwer wurden, viele schrieben Nachrufe in den Zeitungen. Aber das Wunderbare war, daß diese junge, schwarzhaarige Frau, fast ein Kind, noch nicht glaubte. Trotz amtlicher Mitteilung nicht glaubte. Trotzdem Kameraden ihren Gatten hatten fallen sehen. Trotzdem nicht der geringste Umstand einen Anlaß gab, an der Tatsache des Todes zu zweifeln: dennoch nicht glaubte. All die Monate hindurch ihre Tage hinlebt in einer fast unheimlichen heiteren Gewißheit. Und jetzt, heute, während unweit die Geschütze rollen: erhalte ich die Nachricht, daß der Tote auferstanden ist, lebt. Er ist in England gefangen. Ich schlage diese junge Frau für das Eiserne Kreuz vor. (Acht Tage später mußte ich erfahren, daß die Nachricht von dem Lebendigen sich dennoch nicht bestätigte.)

Die Gefangenen

Der Kirchplatz eines zerschossenen französischen Dorfes. Mittags. Wenn man das noch Kirchplatz nennen kann. Keine Uhr schlägt, denn es ist keine Uhr mehr da. Es ist nicht einmal ein Turm mehr da. Die Kirche ist nicht höher mehr als die Häuser. Aber das sind auch keine Häuser mehr, sondern nur noch weiße Mauern ohne Dächer. Die Fenster sind Löcher ohne Glas. Zwischen den geradlinigen Löchern der Fenster die zerzackten Löcher, die die Granaten gerissen haben. Man meint, gegen eine solche Hauswand nur blasen zu brauchen, und sie fällt ein. Man meint, sich in ein solches Loch hineinbeugend, noch hier und da einen Tisch, eine Schüssel, ein Bild oder wenigstens die Trümmer solcher Dinge finden zu müssen. Aber nicht einmal mehr ein Nagel steckt in dem verbrannten Mauerwerk. Nichts zeigt, daß hier vor wenigen Tagen noch Menschen am Herd gestanden, um die Lampe gesessen haben. Man steht wie in den ausgegrabenen und von den Ausgräbern vollends geleerten Trümmern einer vor Jahrtausenden verschütteten Stadt.

Vor der Kirche ein Baum, dicker als der noch stehende Unterteil des Turms, schwarz nicht vom Brand, sondern vom Alter, mit breiten Auswüchsen wie Höckern. Seine Äste fangen fast schon am Boden an. Sie sind so breit ausgespannt, daß sie den ganzen erhöhten Platz vor der Kirche zudecken. Das Gebäude seiner Krone, früher mit dem Turm gemeinsam und befreit hinauswachsend über alles andere, steht nun allein im ganz entwölkten Blau des Himmels und sieht von oben nur noch in die offenen Mauern der Kirche und des Dorfes hinunter. Der Stamm selbst ist von keiner Granate, nicht einmal von einem Sprengstück getroffen, als sei er durch Wunderwirkung, die von ihm selbst ausging, geschützt gewesen. Nur hier und da im seitlichen Gezweig leuchten in der Sonne weiße Wunden, und zersplitterte Äste hängen bis auf die Erde hinab. Das ungeheure Geäst ist gefüllt mit einem ganzen Volk von Vögeln — sie mögen zurückgekehrt sein und vergebens nach ihren Nestern in den Dächern gesucht haben. Aber der Lärm der hundert oder tausend Stimmen ist kein jammerndes Geschrei, sondern ein einziger Gesang in den Frühling hinein. Wenigstens scheint es so.

An den weißen Hauswänden entlang, um den ganzen Platz herum, den wohl dreißig lange Häuser umstehen, das Seltsame: sitzende Menschen. Hier in der weißbrennenden Sonne — dann halten sie oft die Hand in der Luft vor die Augen, um nach etwas auszuschauen. Hier im starkfarbig blauen Schatten — dann sieht man sie frierend oft den Rock enger um die Brust ziehen. Gefangene Franzosen. Deutsche Soldaten, nur wenige, stehen oder gehen umher, mit aufgesteckten Bajonetten, von denen, je wie die Sonne sie trifft, plötzliche Blitze ausstoßen.

Ich setze mich auf die oberste Stufe der Kirchentreppe. Hinter mir keine Tür mehr, sondern nur noch ein längliches Loch, aus dem die Steintrümmer des Innern, wie von einem Bagger ausgeschüttet, bis auf die Treppe zu mir herausquillen, daß ich rechts und links mit den Händen hineingreifen kann. Über mir steht noch auf einem Pfeiler der untere Teil einer kleinen Steinheiligen. Gleich über dem Schoß, auf dem die gefalteten Hände liegen, ist sie abgebrochen. Ein Vogel setzt sich auf den Stumpf, pfeift, putzt sich, ist fort. Ich nehme die Mütze ab, um die Sonne auf dem Haar zu haben. Ich sitze allein hier oben. Aber die nächsten Gefangenen sind nur wenige Meter von mir weg, so daß ich in ihre Augen hineinsehen kann. Dann erkenne ich, warum ich mich gesetzt habe: um ein Mensch unter Menschen zu sein.

Die meisten sitzen aufrecht, mit dem Rücken an die Mauern gelehnt, dicht nebeneinander, als habe man Verwundete so hingereiht. Aber es sind nur wenig Verwundete unter den etwa Hundert. Hier und da eine verbundene Stirn, ein Arm in der Tragbinde, ein steif ausgestrecktes Bein, dessen Fuß in dicken weißen Tüchern statt in Schuhen steckt. An einer leeren Stelle des Platzes leuchtet eine Blutlache, von der ein roter Streifen vielgewunden wie ein Zwergbach ausläuft. Ich sehe nach dem Rot der Hosen aus, aber es ist unter gelbem Lehm fast ganz verdeckt. Einmal kommt ein deutscher Offizier vorbei. Ein paar Junge springen auf, stehen in Haltung da wie deutsche Soldaten. Andere sehen ihm, ohne mehr als den Kopf zu bewegen, entgegen, sehen ihn an, sehen ihm nach. Einer liegt auf dem Bauch und schläft, seine Beine hängen über den Rinnstein weg. Zwei haben sich mit den Armen umschlungen, wie Mädchen, sehen in den

Baum hinauf, hören den Vögeln zu. Einer schreibt einen Brief. Einer spielt mit dem Gras zwischen den Steinen. Einer leiht sich einen Spiegel, sieht sein verbundenes Gesicht an. Viele rauchen Zigaretten, werfen die kurzen Reste im Bogen, wie spielend, auf den Platz. Ein ganz abgemagerter Hund, der seit Wochen herrenlos umherlaufen mag, nähert sich ihnen. Sie nehmen ihn nicht erfreut auf, sondern jagen ihn, merkwürdigerweise, mit Steinen davon.

Ein ganzer Haufen Gefangener hockt unter dem Baum vor mir zusammen, wie Tiere unter einem Waldbaum. Einer singt leise, drei sprechen scheu zusammen, als beredeten sie einen Fluchtplan. Einer sitzt abseits, ein Offizier. Er kehrt mir den Rücken zu, aber fühlt meinen Blick, wendet sich um und zeigt ein sehr bleiches Gesicht mit Augen voll einer so großen Trauer, wie ich niemals im Leben gesehen habe.

Ich sehe das Kleinste, Einzelnste um mich her. Aber Sonne, Vogellärm, der blaue Himmel über den weißen Ruinen, kurz: der Frühling nach all den regnerischen Wintermonaten wirkt so stark über alles Menschliche hinaus, daß der Platz und die an den Mauern Sitzenden bald nur noch ein buntstrahlendes Traumbild sind. Ich fühle: alle träumen, die Gefangenen, die deutschen Soldaten. Sie haben vergessen, daß Krieg ist, der Weltkrieg von 1915, daß eine halbe Stunde von hier die Geschütze ununterbrochen schlagen. Sie fühlen die Sonne, hören die Vögel, und auch das wird zum Traum. Sie spüren den Frühling in ihrem Blut aufsteigen und sind eine Weile beglückt darüber wie in jedem Jahr.

Eine kurze Weile. Der deutsche Offizier kehrt zurück, kommt auf den französischen zu. Der steht auf, geht dem deutschen entgegen. Sie grüßen sich. Obwohl es viele blonde Franzosen gibt und viele schwarzhaarige Deutsche, ist hier der Deutsche so weißblond, der Franzose so tiefschwarz, daß es wie ein Sinnbild wirkt. Sie sprechen zusammen. Der Deutsche zeigt keinen Siegerübermut, aber eine freudige Sicherheit, die er nicht verbirgt, nicht verbergen kann. Aus seiner Haltung, aus jeder Bewegung springt sie heraus, während der Franzose unbewegt dasteht, seine Gestalt noch mehr zusammenschließt.

Ein kurzes Kommandowort, das unvermutet nicht von dem deutschen, sondern von dem französischen Offizier kommt. Alle Gefangenen erheben sich. Ich, als sei ich einer von ihnen, ganz im Traum, stehe mit auf. Ein Trupp Franzosen, der an der Seitenwand der Kirche sich aufgehalten hat, ohne daß ich ihn bemerkt habe, und der nun daherkommt, umfängt mich, sie und ich gleicherweise erstaunt. Jetzt scheine ich wirklich einer von ihnen geworden. Wir lachen uns einander an, ich sehe die weißen Zähne in den schwarzen Bärten und den Glanz in den braunen Augen dicht vor mir. Dann gehen sie um mich herum, so daß ich stehen bleiben kann, ein Freier, während sie zum Platz hinunter müssen, zum Zug sich ordnen, von Bajonetten bewacht.

Sind es vorher Leute gewesen, die ermüdet an den Hauswänden entlang ausruhten, und hat in der Entfernung keine Stellung, keine Gebärde gezeigt, daß es sich um Gefangene handelte, wenn nicht das Wissen darum in mir gewesen wäre: so sehe ich jetzt erschreckt und in jäh erregtem Gefühl in diese nahen, lachenden Augen. Darum doppelt erschreckt, weil solche Augen lachen. Das waren Augen, geweitet und eingefallen in noch jungen Gesichtern, Augen, die noch vor einer Stunde so Entsetzliches gesehen haben müssen, daß alle Zukunft es nicht mehr von ihnen abwischen wird.

Der geordnete Zug geht voran. Nicht etwa langsam oder gar schleppend. Sondern in einem Schritt, wie deutsche Soldaten ihn haben, wenn sie nach dem Dienst heimmarschieren. Als handle es sich darum, bald an ein erwünschtes Ziel zu kommen. Einsam, allen voran, der gefangene Offizier. Mit niedergedrückten Schultern, ohne sich einmal umzuwenden. Hinter ihm viele kleine dürre Männer, mit schon grauen Bärten. Aber auch junge, große, schlanke Kerle. Die Hinkenden werden von den Kameraden gestützt; die, deren Füße verbunden sind, gehen mit dem dicken Bündel unten gleichwohl wie in Schuhen.

Ein Mütterchen tritt aus einem Haus oder aus dem, was einmal ein Haus war. Mit einer Katze. Wie denn überall in den zerrissenen Dörfern, wo man keine Ratte mehr vermutet, plötzlich ein Mütterchen oder Väterchen aus einer Tür tritt, die sich von ihrem Haus nicht haben trennen können, wenn auch das Haus nur noch ein übereinander gestürzter Steinhaufen ist. Und

immer läuft eine Katze dicht an den Füßen des Mütterchens oder Väterchens mit.

Alle Gefangenen, weiter marschierend, schauen jäh nach dem Mütterchen hin. Aber sie kümmert sich um keinen. Sie geht geradenwegs über den Platz ihrem Ziel zu, einem Hause, so zerschüttet und leer wie die andern, so daß es nicht zu begreifen ist, was sie da schaffen will. Ihre Katze läuft zu den Gefangenen hin, als locke das heimatliche, durch den Lehm schimmernde Rot der Hosen. Aber das Mütterchen ruft sie mit hartem Laut heran. Das Mütterchen scheint am Kampf der Menschen nicht mehr teilzunehmen, scheint schon über allem Menschlichen zu stehen.

Die letzten Gefangenen, die deutschen Bajonette dahinter verschwinden hinter der Straßenkrümmung. Der Platz ist leer. Ich habe das Gefühl, nun müßten die Vögel still sein, die Sonne untergehen. Aber die Vögel im Baum lärmen weiter. Die Sonne brennt. Ich stehe ganz allein da und friere in mir.

Ein Erlebnis an der Aisne

Ich will von einem ganz einfachen Vorgang erzählen, wie ihrer hier draußen viele geschehen.

Mein Auto beförderte außer dem begleitenden Offizier und mir noch einen Gast: einen Hauptmann im langen, weißen Bart — einen namhaften Geschichtsprofessor aus einer rheinischen Stadt. Er hatte sich freiwillig gemeldet, war auch endlich, auf seine immer wiederholte Bitte, genommen worden und begab sich nun zu seinem Landsturmbataillon. Auf dieser Reise hatte er, wie uns mitgeteilt wurde, die besondere Erlaubnis, seinen Sohn zu besuchen, der als junger Freiwilliger seit Oktober an der Aisne im Schützengraben lag.

Der weißbärtige Hauptmann sprach nicht. Seine Augen gingen über die Häuser und Kirchen der durchfahrenen Dörfer, über die Hügel, die hier und da ein altes Gemäuer trugen, folgten hinauf und hinab der geraden schmalen Spur der Römerstraße, die wir kreuzten, hingen sich endlich an das riesenhafte zerfallene Bergschloß.

Auch wir beiden anderen sprachen nicht, vom Schweigen des Alten angerührt. Ich sah, mehr als in das durchjagte Land, in das klaräugige Gesicht, das in einem unkörperlichen Sinne frisch gewaschen aussah — wie immer ein Gesicht aussieht, wenn starkes Erleben alle Falten der Kleinlichkeit weggewischt hat.

Aber dann tat der Hauptmann unvermutet den Mund auf. Ich erwartete, von ihm irgend etwas aus alten Jahrhunderten zu hören, von den Urvölkern, die über dieses Land gewandert waren, von den Rittergeschlechtern in Eisen, die das Mauerwerk auf die Hügel gestellt hatten. Aber es kam etwas ganz Lebendiges, ganz Gegenwärtiges heraus. Und doch wieder etwas so Enges, Persönliches, daß ich fast erschrak: es war, als ob er in diesem neuen, ungeheuren Krieg nur sich und seinen Sohn sehe. „Ich kenne hier jeden Turm, jede Kirche, jeden Wald, jeden Hügel, meine Herren, ohne daß ich je hier war — mein Sohn hat mir alles in seinen Briefen beschrieben."

Bei der Kirche des nächsten Dorfes bat er zu halten. „Hier ist mein Sohn." Der begleitende Offizier gab Befehl, erst zum Kommandanten des Ortes zu fahren, um genaue Erkundigung einzuziehen. „Nein," sagte der Hauptmann mit einem geringen Lächeln, während seine Augen zu ganz seltsamen, von innen heraus leuchtenden blauen Kugeln wurden, „mein Sohn steht unter keinem Kommandanten mehr." Dabei öffnete er die Wagentür und stieg aus. „Fünf Minuten, meine Herren." Wir sahen ihn — nicht in die Kirche, sondern zu unserer Verwunderung, da wir an den Besuch eines lebenden Sohnes gedacht hatten, durch die kleine, von einer Granate halb zerrissene Mauertür in den Kirchhof eintreten, der sich einen gelinden Hang hinauf zog, so daß wir sein Ende mit Hügeln und Kreuzen über die Mauer hervorgewölbt sahen. Bald zeigte sich der Kopf des Alten über der Mauer, aber schon in einiger Entfernung. Er hatte die Mütze abgenommen, und sein Haar glänzte im selben reinen Weiß wie die Holzkreuze herüber. Er ging seinen Weg so sicher, immer den rechten Winkeln der Zwischenwege nach, als ob er täglich diesen Gang mache. Nicht schnell! Er sah auch nach all den Kreuzen hin, an die Blumen und Kränze gehängt waren, schien auf allen im Vorbeigehen die Namen zu lesen, ohne sich jedoch bei einem aufzuhalten. Bis er

vor einem endlich stillstand. Wir sahen nicht weg. Er kehrte uns den Rücken, und es war nicht Neugier, wenn wir ihm zusahen, sondern wir vereinten unsere Gedanken mit den seinen, um an seinem Gefühl ehrfürchtig teilzunehmen. Er stand, ohne sich zu bewegen. Nicht etwa, daß er gekniet hätte. Einmal machte er einen Ruck, als ob er nach der Seite umfallen wolle. Aber das war auch vielleicht eine Täuschung von uns, weil wir unwillkürlich ähnliches erwarteten. Als er, nach zwei Minuten vielleicht, sich endlich bewegte, geschah es, um etwas aus seiner inneren Rocktasche hervorzuholen: einen kleinen, immergrünen Zweig, der aus dem Garten seines Hauses abgeschnitten sein mochte — ich weiß es nicht, habe nicht danach gefragt. Er hatte sonst nichts am Grab in Ordnung zu bringen: deutsche Soldatengräber sind von den Kameraden so geschmückt und behütet, als ob jede Nacht die Mütter heimlich dazu herkämen. Der Hauptmann ging von dem Grab weg, ohne sich noch einmal umzusehen, schneller als beim Hinweg. Einmal, im Gehen, hob er die Hand ein wenig, führte sie — eine sonderbare Bewegung — in einem kleinen Bogen durch die Luft. Mir schien, er wollte die Kameraden des Sohnes, die in der gleichen Erde eingebettet lagen, damit grüßen.

Als er wieder vor dem Wagen stand und einstieg, hatte er nicht etwa Tränenspuren in den Augen. Nur der Mund schien mir starrer und zusammengezogener als vorher.

„Das war mein Älterer. Jetzt noch fünf Minuten für den Jungen, meine Herren." So erfuhren wir erst, daß es zwei Söhnen galt. Während er sich die dicke Decke nur lose umwarf, als lohne es sich gar nicht mehr, sagte er, wie entschuldigend, daß es sich hier nur um einen Toten gehandelt hatte, und mit einem merkwürdigen Stolz: „Aber der lebt, meine Herren." Die Fahrt dauerte noch eine kurze halbe Stunde. Wir fuhren rasch dem Gewitter der Geschütze entgegen. Ich zählte kaum bis zwanzig von Schlag zu Schlag, und jeder neue Schlag war schärfer als der vorhergegangene.

Wir mußten aussteigen, da die Straße nun in den Feuerbereich kam. Wir sahen vor uns Rauch und Erde an immer neuen Stellen aufspringen. Wir kamen an unsern Artilleristen vorbei, die in wollenen Westen und ruhig, zu uns hinsehend, ihre Geschütze be-

dienten. Von einem einzeln in der Nähe stehenden Haus war das Erdgeschoß weggefegt und das obere Stockwerk stand, fast unversehrt, nur mit ganz zerfetzten Glasscheiben, auf der Erde. Eine Katze sprang von innen auf das Fensterbrett, setzte und putzte sich.

Wir mußten einzeln gehen, mit Zwischenräumen. Die Luft über uns war ganz erfüllt mit einem schnell heranjagenden Zischen, Singen, Heulen und plötzlich gewaltig klirrendem Aufbersten, als tobten hier wahnsinnig erregte Geister gegeneinander. Ich hatte manchmal das Gefühl, die Luft selber über mir, körperlich geworden, breche auseinander und stürze in donnernden Stücken über mich. Dazwischen schlug der Peitschenknall von Infanteriegeschossen schnell über uns hin, bis es dicht wie Hagel, und um so unheimlicher, weil nichts zu sehen war, aber hoch über uns wegpfiff. Es erschien eine Neckerei von Zwerggeistern, aber im Wald, hundert Meter neben uns, splitterte es ohne Aufhören.

Wir traten in den gelben Erdschnitt des Schützengrabens ein, richteten uns wieder gerade, nahmen den Schritt wieder langsamer. Nur der Hauptmann behielt den schnellen Schritt, war uns voraus, in Ungeduld, zu dem Sohn zu kommen.

Mir kam der Gedanke: das Schicksal könne es so fügen, daß gerade in dieser Minute der zweite Sohn blutend und sterbend an ihm vorbeigetragen würde. Aber das Leben spitzt ein Geschehnis nicht zu und ist dadurch viel gewaltiger. Als wir, nach Meldung und von einem Soldaten hingewiesen, den engen Erdgang, nur Himmel über uns, durchschritten, bald schon eine sauber gestrichene Tür mit Glasscheiben öffneten und in eine viereckige Erdhöhle hineinsahen, die ein einziges Kerzenlicht und der glühende Schein eines Öfchens mit gelb und rotem Glanz erhellte: da sprang ein hoher, blonder Bursch auf, mit verwirrtem Flaum um das Kinn, stand vor dem Hauptmann, sah ihn noch fast erschreckt und ungewiß an, während er schon die Hand hingestreckt hielt.

Der Vater gab dem Sohn eine Hand, legte ihm die andere auf die Schulter. Der Sohn streckte beide Arme um Brust und Rücken des Vaters. Da er ein wenig größer war, sah er zu den Augen des Vaters hinunter. Rund um den geringen Schein der Kerze hockten auf der Erde bärtige Soldaten. (Der Sohn, ihr Unteroffizier, war sicher weitaus der jüngste unter ihnen.) Sie rauchten,

flickten, lasen Zeitungen, zweie hörten sich aus einem Buch auswendig gelernte französische Worte ab. Sie gaben sich weiter ihrer Beschäftigung hin, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern in dem feinen Gefühl dieser herrlich einfachen Menschen, Vater und Sohn so am wenigsten zu stören.

Vater und Sohn begannen nun nicht etwa von dem Gefallenen zu sprechen, der mit dem Bruder in derselben Kompagnie gestanden hatte. Der Vater überbrachte auch nicht sogleich einen Gruß von der Mutter, von der er uns vorher mit zehn Worten erzählt hatte. Sie standen beide eine Zeitlang, einander noch genähert, der Vater den Sohn auf den Mund küssend, der Sohn den Vater auf die Wange und beide im Kuß eine kurze Weile verharrend. Dann löste sich der Vater zuerst und sah aus anfangs gleichsam irren Augen im Kreis herum. Er sah die Gefährten des Sohnes an, jeden lange, prüfend, kehrte mit den Augen zu dem einen und anderen noch einmal zurück, als wolle er den heraussuchen, der einmal seinem Sohn, wenn er im Gefecht blutend dalåge, helfen solle. Dann streifte er die Bilder an den Wänden, aus Zeitschriften geschnitten oder Postkarten aus der Heimat, fragte endlich — die ersten Worte: welches von den Stroh- und Deckenlagern das seines Sohnes sei. Als ob er die Mutter sei, sah er gerührt auf das ärmliche Bett hinunter, fühlte, wie hart es sei, richtete ein wenig daran, fand einen Brief, dessen zwei erste Seiten er, dessen zwei letzte die Mutter geschrieben hatte, geöffnet daliegen. Er tat, plötzlich unsicher und sogar deutlich zitternd, zwei Schritte auf den Sohn zu, als wolle er ihn umarmen, gab ihm aber dann nur, schnell wieder gefaßt, die Hand. Er machte ihm die Mitteilung, daß der Sohn bis morgen früh Urlaub erhalten habe und überreichte ihm das Papier. Der Sohn lachte sonderbar laut auf, fast tierisch, wie ein Halbverhungerter, der Brot sieht, sah seine Kameraden an, als zögere er, von ihnen fort, wenn auch nur für Stunden, in eine bessere Umwelt zu gehen, packte dann schnell einiges seines geringen Gepäcks — Bürste, Seife, den Brief in seine Taschen und ging, nach schüttelndem Händedruck an alle, mit uns.

Ich will und kann nichts erzählen von dem, was im Wagen die beiden miteinander sprachen, der Sohn überströmend, der Vater mehr zuhörend. Wir saßen vor den beiden auf den kleinen, hoch-

geklappten Sitzen und unterhielten uns mit Absicht laut und umständlich. Am Abend saßen Vater und Sohn im großen Kreise mit am Tisch, der Sohn erzählte, der Vater hörte zu, manchmal wegsehend, um seine Liebe vor den fremden Menschen nicht zu sehr zu zeigen, aber immer wieder die Augen an das Gesicht des Sohnes anhängend.

Als wir zur Nacht zu unsern Betten geführt wurden, begab sich das Seltsamste. Als der Sohn das saubere Zimmer sah, das frische weiße Bett, brach plötzlich ein langes und wildes Schluchzen aus ihm heraus, mit viel höherer Stimme, als er sonst hatte. Er lachte dazwischen, grell und schreiend, über sich selbst verwundert und erschreckt, schämte sich, wollte unwillig das Schluchzen von sich abschütteln. Das Bett mußte ihm den Gegensatz zwischen dem behüteten Frieden seines früheren Lebens und dem gewaltigen und rauhen Ernst des jetzigen sinnbildlich vor Augen gestellt haben. Das hochgespannte Gefühl der langen Monate, tägliche Hingebung an die große Pflicht, die Erinnerung an die gefallenen Kameraden, an den Bruder, an die Mutter zu Haus: all das brach nun in diesem Schluchzen heraus und fand Befreiung.

Der Vater nahm den Kopf des Sohnes, deckte ihn zu mit beiden Händen, versteckte ihn an seiner Brust. Aber hier war nichts zu schämen. Wir alle hatten kein anderes Gefühl, als die Wahrhaftigkeit eines Naturvorganges mit anzusehen. Schnell auch hob der Sohn den Kopf wieder, lachte uns an mit wieder hellen Augen.

Sie stritten jetzt um das eine einzige Bett, das ihnen beiden zur Verfügung stand: jeder wollte es dem andern lassen. Schließlich legten sich beide darauf, deckten sich mit einer Decke zu: ein Bild aus einer alten Heldenballade. Während wir — alle auf denselben Raum angewiesen — noch wach lagen, hörten wir die langen, beruhigten Atemzüge der beiden.

Als wir am Morgen aufwachten, war der Sohn schon fort. Der Vater sagte: es hätte ihn nicht länger geduldet, er hätte, obwohl noch eine Stunde Zeit gewesen wäre, zu seinen Kameraden zurückverlangt.

Der Vater, mit den unveränderlich leuchtenden Augen, gab uns die Hand und verabschiedete sich, um zu seinem Bataillon zu gehen, das ein paar Stunden von hier stand.

Im Feldlazarett

Es zog mich zu denen, die, im Gefecht vom fliegenden Eisen getroffen, blutend aus der Welt ihrer Gräben und Kameraden zurückgetragen waren. Nicht um Schreckliches zu sehen und zu erzählen, sondern Großes, das ich sicher war, zu finden: Überwindung des Leidens. Ich kam in ein von Granaten ganz zerlöchertes Dorf dicht hinter der Front an der Aisne. Die Scheiben hingen zersplittert in den Fenstern. Die Einwohner waren längst geflüchtet oder fortgeschafft.

Nur deutsche Soldaten traten aus den Haustüren, gingen durch die Straßen, holten Wasser, ritten die Pferde ihren täglichen Weg hin (Menschen und Pferde leiden in diesem Stellungskriege gleicherweise unter der geringen Möglichkeit, sich zu bewegen), saßen auf entleerten oder hochgefüllten Karren. In dem gestorbenen Dorfe ein neues, sehr bewegtes und lautes Leben.

Der Arzt führte mich — nicht etwa in ein Zeltlager, nicht etwa in ein wirkliches, dörfliches Krankenhaus, sondern in die Kirche. Die Tür noch in der Hand haltend, sah ich mehrere Reihen von Betten. Betten aus weißen Brettern, von Soldaten selber gezimmert. In der Mitte ein großer Ofen, dessen langes, dünnes Rohr durch eins der mildbunten Glasfenster geleitet war. Im Chor stand noch von Weihnachten her der große Christbaum, dessen spiegelnder Behang die Farben der Fenster wiedergab. Fast in jedem Bett saß ein Verwundeter auf und aß aus der runden Schüssel sein Mittagbrot, hier und da einer von einer Schwester gestützt oder, wie ein Kind von der Mutter, mit dem Löffel gefüttert. Hier und da lag auch einer, schlafend, mit schwerem Atem. Das Erlebte sprach noch aus all den Augen, die mich ansahen. Ein weites Entsetzen war da stehen geblieben, blieb auch dann noch da stehen, als der Mund darunter bei einem Wort der Arztes zu einem Lächeln sich aufbog. Aber ihre Augen hingen an mir. Sie warteten auf Zuspruch: ich kam aus der Heimat, war für sie die Heimat. Ich wußte vom Arzt: alle, die hier liegen, würden zurückkehren. Nie schien mir eine Kirche so sehr ein einziges, steineingefaßtes Gebet wie diese: eine große Bitte um Genesung — mehr als Bitte, ein Ringen darum der Ärzte und Pflegerinnen.

Ein Tapezierer aus der Mark, ein junger, krausblonder Kerl, der bei seiner Arbeit vor den leeren Wänden sicher immer sein Lied pfiff, saß mit zerschossener Hand da. Er hatte sich noch keine Gedanken gemacht über das, was er im neuen Leben anfangen sollte. „Wenn man Deutschland siegt." Ein Ackerbauer aus Thüringen, mit einem braunen Schnauzbart bis zu den Ohren hin. Ein Granatsplitter war ihm tief in den viereckig breiten Brustkasten gesprungen. „Pflug — nee. Schnitzen. Spielzeug. Anmalen auch. Dann sitz ich mit meinem Kindervolk an einem Tisch." Dann mußte ein merkwürdiger Zufall kommen. Ein ganz junger Bayer saß da im Bett, war mit Essen fertig, hatte einen angefangenen Brief vor sich. Er redete mich selber an, versteckte aber, in einer feinen Scham, seine beiden verwundeten Füße tief unter die Decke. Im Hin- und Hergespräch erfuhr ich, daß er der Bruder war eines schmalen Bürschleins von neun, zehn Jahren, dem ich im letzten Sommer an einem späten Abend in einem Allgäuer Tal hinter Oberstdorf begegnet war. Er hielt einen großen Hund an der Halskette, in der anderen Hand ein Heiligenbild. Ich fragte: wohin noch in der einfallenden Nacht? Er nannte den Hof, von dem ich in langem, mühseligem Abstieg kam. Ich staunte, riet ab. Das Bürschlein aber, nicht höher als mein Stock: „Do wern mir bald oben sein." Blieb nicht stehen, schritt gleich weiter. All die Monate hatte ich dieses kleine Bild in mir getragen, wie einen Mutquell. Da lag jetzt ein anderer aus diesem unverzagten Berggeschlecht, würde vielleicht nie mehr auf seinen gesunden Füßen den Steinweg zum Haus hinaufklettern. Er sprach nicht, träumte nur, aber von ganz Freundlichem, strich sich das lang gewordene Haar aus den hellen, weitsichtigen Augen. Das Seltsame dieser Begegnung ward in der Seltsamkeit dieser Kirche fast zum Natürlichen.

Wir gingen über die Straße weg, an einer Reiterschwadron mit wiehernden Pferden, mit silbern im Grau blinkenden Lanzen vorbei, in ein Haus. Hier lagen die schwerer Getroffenen. Von ihnen würden nicht alle zurückkehren. Ihre Augen suchten in meinen zu lesen. Ich bemühte mich, heiter auszusehen, nicht zu heiter, damit sie nicht aus dem Übermaß Verdacht schöpften. Einer lag im Fieber da, mit dem Kühlkissen auf der Stirn.

Seine Augen stachen in die meinen. Der Arzt sagte mir (wie kalt und grausam erschien er mir in diesem Augenblick!), daß dieser sterben müsse. Ich hätte mehr als Menschenkraft haben mögen, um dem Bärtigen, Getreuen Frau, Kinder, Mutter herzutragen. Nichts als einen schweigenden Gruß konnte ich ihm geben und durfte hinausgehen in den Mittag, und hatte doch dem Vaterland nicht ein Geringstes von dem gegeben, was er gegeben hatte. Am Ende des Zimmers lagen drei Männer, die mir durch das tiefe Schwarz ihrer wilden Bärte auffielen. Franzosen. Sie schlugen die Bettdecken zurück und zeigten, unaufgefordert, in einer merkwürdigen Hast — als zeigten sie eine Sehenswürdigkeit und wollten sich dadurch erkenntlich erweisen für das Erbarmen des Feindes — jeder den Stumpen seines Beines, das ihm, hoch an der Hüfte, abgenommen war. Der Blick ihrer Augen erinnerte mich an etwas, das ich nicht gleich in mir finden konnte. Erst später fiel mir ein, daß es der Blick der vor den überschweren Karren angetriebenen Pferde war: der Blick der unwissend leidenden Kreatur. In der kleinen Leichenhalle, wieder ein paar Häuser weiter, waren Tannen aufgestellt. Ein Gefallener lag einsam da. Auf dem Dorfkirchhof unweit sahen wir, wie Kameraden sein Grab ausschaufelten. Drei Reihen von deutschen Gräbern waren da zwischen den Gräbern der Bauern. Wie ein Blumengarten war es. Auf jedem Hügel stand ein gut geschnittenes Holzkreuz mit Namen und Todestag. Bisweilen lagen zwei Gefallene wie Brüder in einem Grab. Auf einigen Gräbern war das Holzkreuz schon durch einen sauber gemeißelten Stein ersetzt, der noch nach hundert Jahren erzählen wird, was er weiß. Auch ein Franzose lag da unter Kreuz und Tannen wie die Deutschen. (Mir wurde gesagt, daß die Einwohner darüber voll Verwunderung und Dank waren.) In ihren freien Stunden kommen die Soldaten her und schmücken die Gräber der Gefährten. Jedes einzelne Grab ist übrigens in einen genauen Plan eingezeichnet, so daß selbst bei Zerstörung durch irgendwelche Zufälle jedes Grab von den Angehörigen wieder zu finden sein wird.

Von den Toten zu den Lebendigen. Sie schaffen, als ob nicht auch jeder von ihnen und jeder von denen, für die sie sorgen, stündlich zu den stummen Brüdern hinübergerufen sein könne. Da stand

auf Rädern ein zweikesseliger Apparat, der Sumpfwasser durch Filtrieren, Kochen und wieder Salzzusetzen in Trinkwasser umwandelte. Wieder war die Anstelligkeit des einfachen deutschen Mannes zu erkennen. Einen zerschossenen Schuppen hatte man neu bedacht, geflickt und zu einem Bad gemacht. Draußen hob eine Handpumpe das Wasser hoch, die man irgendwo gefunden hatte. Der Ofen war aus starkem Eisenblech gerundet. Ich sagte: „Der wird nicht lange halten." „Dann machen wir einen neuen", war die Antwort. Es gibt hier Wannen- und Brausebäder. Drei- bis vierhundert Soldaten baden hier täglich. Sie drängten sich auch heute hinzu, wollten alle länger bleiben, als Zahl, Zeit, Raum möglich machen konnten. In einem offenen Warteraum, in den man von der Straße ohne Tür gleich hineintrat, hingen die neuen Depeschen an der Wand, die der „Zeitungsdienst" in deutscher und französischer Sprache täglich herausgibt. Daneben — eine Art Kunstausstellung — waren viele hundert Bilder, aus Zeitschriften gerissen, aufgeklebt. Erst im Bau war noch eine nicht nur humorvolle, sondern auch sehr nötige Anstalt: das „Entlausungsbad", von dem der Ruf schon jetzt weitum durch die vorderen Stellungen ging. Während der Patient ein Schwitzbad nimmt, werden die Kleider eine Stunde lang ausgeräuchert.

Von dem tapferen Humor hier draußen sah ich, eine Straßenecke weiter, einen kleinen Beweis. Der Schreiber der Sanitätskompagnie sitzt, vor wenigen Tagen, in seiner Kammer, als eine einhauende Granate ihn mit Tisch, Stuhl und Papieren gegen die Wand wirft. Er sagt: „Wo eine Granate hingefallen ist, fällt keine zweite hin. Wo könnte ich also jetzt sicherer sitzen als hier?" Flickt mit Stein seine Wand aus und saß, als ich kam, am alten Fleck und schrieb.

Die Wagen auf der Landstraße

Wie ein Kinderspielzeug, von einer versteckten Federspannung angetrieben, drehen die tausend Wagen, Karren, Autos ihre Räder ohne Aufhören über die große gerade Napoleonische Straße, über die mit fremder Anmut talhinunter und talhinauf gebogenen

schmalen Zwischenwege. Wenn man tief unten zwischen den Bäumen fährt und oben, wo die Straße steil in den Himmel abbricht, ein Karren sich zeigt, scheint er groß und schwarz von einem kahlen Alpenpaß herniederzukommen. Es ist ein unablässiges Bewegen in der Landschaft, bis das Auge davon endlich verzaubert wird: dann scheinen die Karren still zu stehen und die Bäume sich zu bewegen. Die Luft ist mit dem fortwährenden Schall der gedrehten Räder, der Hufe, der Autohörner so gefüllt, daß alles in einen fern rauschenden Ton zusammenhallt, daß ich oft aufhorche und die Meeresbrandung zu hören glaube, die doch noch weit ist. Das alles so nah hinter der eingegrabenen Frontlinie der Kämpfenden, daß die Geschütze ihre rollenden Rufe ewig hineinwerfen und aus dem Traum immer wieder aufwecken.

Immer wieder muß ich dann in die bärtigen Gesichter sehen, die von den hohen Sitzen hinunterblicken. Meine Verwunderung bleibt immer neu darüber, mit welcher singenden Selbstverständlichkeit diese deutschen Landwehr- und Landsturmleute, wie zu Hause über ihre Äcker, hier durch das eroberte französische Land fahren, nicht viel anders, wie einst ihre germanischen Urväter über die Straßen Italiens rollten mit zusammengetragenem Getreide, Früchten, Kleidern. Sie wissen von diesen ihren Urvätern nichts. Ihre grauen Röcke sind andere als die Felle der Väter. Aber die hellen Augen sind dieselben, und die gelben, breit gewucherten Bärte geben vollends die letzte Ähnlichkeit. Ja, manche sitzen sogar in weißen, mit dem Haar nach außen gedrehten Pelzen da, so daß nur die Mütze, die Stiefel, das zwischen die Knie gestellte Gewehr sie zu Soldaten von heute macht.

Wie Blutkörperchen durch die Adern schieben sich die tausend Wagen über die Straßen. Von den Strahlpunkten weg, wo als Ketten von Blutkörperchen die endlosen Eisenbahnzüge aus der großen Nährquelle Deutschland einlaufen und wo die tausend Karren gefüllt werden, um ihre Last bis zu den vortastenden Spitzen des Heerkörpers hinzutragen. Solcher Strahlpunkte, die wenige große Adern aufnehmen und sie in viele kleine Adern zerteilt aussenden, sind hinter der ganzen Front her viele nebeneinander aufgereiht. Die Vorstellung dieses ungeheuren Systems, das täglich Millionen Menschen mit allem Nötigen, was in und

an den Leib muß, versorgt, betäubt fast. Die Soldaten selbst achten auf diese Dinge gar nicht. Sie nehmen deren regelmäßigen ungehemmten Gang als selbstverständlich. Bis einmal bei schnellem Vormarsch oder einer plötzlichen raumverschiebenden Bewegung die Zufuhr stockt. Wie ja auch der einzelne Mensch sich seines Magens immer erst dann bewußt wird, wenn er hungert. Aber gerade bei unerwarteten Verschiebungen muß sich die Güte dieser Einrichtungen zeigen. Und hat sich gezeigt.

Ich bin hier im Bereich eines tapferen Korps, das am weitesten gegen Paris vordrang, in Märschen, die bisher als unmöglich gegolten hatten. Der Korpsintendant hat mich eingeladen, seine tägliche Morgenfahrt durch seinen Bezirk mitzumachen. Während ihm die Freude an seinem Werk hier draußen aus den hellen bebrillten Augen glänzt und während die unablässig entgegenkommenden oder vorausfahrenden Kolonnen unserem pfeifenden und tutenden Auto Platz machen — in dieser bewundernswerten Geschicklichkeit, die sich hier draußen schnell entwickelt hat —, erzählt er mir vom Durchmarsch seines Korps durch Belgien, wo seine Kolonnen durch die Franktireurdörfer mußten, wo vor und hinter ihnen jede menschliche Heimstätte rote Flammen auf dem Dach aufgesteckt trug.

Wir fahren dicht an der Hügelkette vor Soissons vorbei, die schon im Kampf der nächsten drei Tage von den Deutschen ganz genommen wurde. Hier und da Granatspuren aus früheren Kämpfen auf und neben der Straße. Im Gras abseits manchmal die Reste eines abgetragenen Hauses — nicht von Granaten zerstört, sondern abgerissen, um mit seinen Sparren und Balken die Unterstände in den Schützengräben zu heizen, den Höhlen Türen zu geben. Jetzt, auf dieser geschmeidig durchschlüpfenden Fahrt durch das endlose Rollen der Fuhrwerke, ist mir wieder ein Blick in die herrliche deutsche Tüchtigkeit gegeben, die sich der ungewohnten Art des Stellungskrieges im ganzen ebenso rasch und geschickt angepaßt hat, wie das jeder einzelne Soldat im Umkreis seiner täglichen Aufgabe verstanden hat — die vor allem kein totes Land duldet, die nicht wartet, bis der Friede neues Leben schafft, sondern die das neue Leben schon aufbaut, während die nahen Geschütze noch rollen.

Überall auf den grünen Feldern stehen gebückte Gruppen von Frauen und älteren Männern — die einzigen Einwohner, die man hier gelassen hat, und die gegen Brot uns die Rüben ausheben. Auf einem Hügel rauchen schon wieder die Schlote einer Zuckerfabrik, von uns und für uns betrieben. Alles Getreide ist von den Deutschen längst eingeerntet, so viel, daß lange Eisenbahnzüge voll davon an die Hauptetappe und von dieser nach Deutschland abgegeben werden. Die Deutschen dreschen und mahlen. Die Deutschen säen, bestellen die ausgehobenen Rübenfelder mit Getreide. Als ich mich einmal umdrehe, sehe ich deutsche Landwehrleute, die Soldatenmütze auf, die Pfeife im Mund, in ruhigem Schritt hinter Roß und Pflug über das ansteigende Ackerland hergehen.

Wir fahren über die Kanalbrücke. Unabsehbar nach Westen und Osten glänzt der gerade Wasserstreifen zwischen den schwarzen Reihen der kahlen Bäume. Mit welcher farbigen Kraft muß im Sommer dieser dann silberne Strich zwischen den beiden grünen Strichen durch das gedehnte Land hinleuchten! Jetzt strahlen nur die vielen französischen Schiffe Buntheit ins Grau aus, die neben der Brücke angebunden liegen, noch tief beladen oder schon entleert und dann hoch aus dem Wasser herausgehoben — von deutschen Soldaten entleert, in deutsche Karren und Eisenbahnwagen hinübergeladen.

Wir halten vor einer langen niederen Mühle. Der Besitzer hat sie verlassen, die französischen Arbeiter sind längst zu ihren Truppen eingerückt, die Räder standen stumm. Aber die Deutschen haben schnell wieder Lauf und Lärm in das Werk gebracht. Das war um so leichter, als die sämtlichen Maschinen, von dem Besitzer vor dem Kriege neu eingebaut, aus Deutschland stammen — wie die aufgenagelten bunten Firmentafeln zeigen. Wir gehen durch ein ratterndes Wunderwerk, Treppen hinauf, lange Gänge hindurch. Überall das gelbe Korn hinter Glas herunterrieselnd, geschüttelt, geschlagen, gesiebt, wieder gesiebt, endlich als der feine weiße Staub in die Säcke fallend. Ein deutscher Reserveoffizier leitet den Betrieb, eifrig und besorgt, als sorge er hier für sein eigen Haus, Frau und Kinder.

Dann fahren wir zu einer Feldbäckerei, sehen in die glühenden Bäuche der Payerschen eisernen Öfen, machen die beweglicheren

fahrbaren Ofen auf und zu, treten in die langen dämmerigen Zelte mit der weit hingelagerten Fülle goldener Brote. Wir schneiden ein und das andere noch warme Brot auf und kosten von der herrlich nährenden Urkraft. Wir fahren in einen riesigen Hof ein, wo aus den deutschen Zügen alles, was eine Truppe braucht, ausgeladen, aufgestapelt und wieder verteilt wird. Wahrhafte Gebirge mit Gipfeln und Tälern sind da hochgebaut. Der Hof ganz erfüllt vom Lärm der Rosse, Karrenräder, Zurufe. Wie eigentümlich, daß hier mehr Leben zu sehen und zu hören ist als in der lauernden, abwartenden, unheimlichen Stille der Schützengräben!

Aus jedem Hof, vor dem wir noch halten, tritt der Vorsteher heraus, grüßt den Intendanten und macht Meldung. Alles Reserverittmeister, meist Gutsbesitzer aus der Magdeburger Gegend, die hier, nun schon Monate fern von der Heimat, in der selbstverständlichen Treue und Schlichtheit wie die Kämpfer vorn in den nahen Gräben, ihrem Amt nachgehen und ganz verwundert sind, daß einmal ein Gast auch zu ihnen kommt.

Die Hämmer hinter der Front

In der Front ist zurzeit noch ein Lauern und Warten. Hinter der Front aber ist schon das neue Leben hochgewachsen. Der deutsche Fleiß hat seine große Werkstätte über das eroberte Land hinweg schnell bis dicht an die Schützengräben ausgebreitet. Der deutsche Fleiß duldet kein Totliegen. Er schafft Leben selbst aus dem Tod, ein wahrhafter Gottesarbeiter. Der nahe Schlag der Geschütze setzt sich fort und klingt hinein in den Schlag von hunderttausend Hämmern. Auch davon zu erzählen ist Freude.

Die rollende Stadt

Wir sind eingeladen, zuerst das anzusehen, was die Offiziere selber ihre „rollende Stadt" nennen. Auf einer Wiese am Fluß zwischen Schienensträngen und Bauholzstapeln stehen viele blank und grau gestrichene Wagen. Man hat, was man an buntbemalten

Karren fahrender Leute auf der Landstraße antraf, hier versammelt. Jeder Karren hat seine kleinen Fenster zu beiden Seiten, seine große Tür hinten, die sich in der Mitte weit auftut, seinen breiten, überdachten Kutscherbock vorn, auf den schon viel Sonne und Regen gefallen sein mag. Von der Erde zur Tür steigt eine kleine Treppe herauf, die man unter dem Wagen hervorzieht: was mag alles an Ringkämpfern, an Seilkünstlern, an geschminkten Frauen, die auf der Treppe noch ihr Lächeln auf den Lippen hatten und im Wagen sofort das Keifen oder Weinen anfingen, an goldbeflitterten Kindern hier herauf und herunter geklettert sein!

Jetzt hat man aus den Karren Wohnhäuser gemacht. So ist der besonders niedliche Wagen einer Trapezkünstlerin, die in allen Städten Nordfrankreichs ihren Ruhm hat, umgewandelt in das Arbeitszimmer eines Offiziers. Der Wagen ist, wie früher, durch eine Zwischenwand in der Breite geteilt. Der kleine Abteil vorn ist, was er mutmaßlich immer gewesen, der Schlafraum geblieben. Ein weißgestrichenes Eisenbett steht darin, mit einem großen Seidenkissen. Der größere Teil des Wagens ist der Wohnraum. Tisch, Sessel und Streckstuhl aus armdickem, braunem Bambus. Teppich, Ofen. Der kleine Schornstein ragt eckig umgebogen aus der Seitenwand heraus. Gardinen an den Fenstern. Man sieht schon die Blumen, die, sobald der Frühling vorschreitet, gewiß hinzukommen. Der Wagen hat eine Kreideaufschrift: „Marschfertig". Er wird heute noch auf die Bahn geladen, erhält später ein Pferd vorgespannt und wird bis ganz in die äußerste Front gezogen, dort in Deckung hinter irgendeinem halb zerschossenen Haus aufgestellt. Er kann, über die Äcker weg, von Regiment zu Regiment verschoben werden. Gestern hat der Kronprinz von Sachsen in diesem zierlichen Raum den Tee genommen und saß hier wie in einem kleinen Schloß. Wie wird die blonde Yvonne, wenn sie wieder zu ihrem Eigentum kommen und hiervon erfahren sollte, ihren Wagen lieben und mit Blumen schmücken!

Ein anderer Wagen ist zum Bad gemacht. In eine Einsenkung im Boden, die schon vorhanden war (blinkendes Zirkusgerät mag darin gewesen sein oder gar die Puppen eines kleinen Theaters), hat man die Wanne eingebaut. Ein Füllofen mit Kessel steht daneben. Aus einem dritten Wagen ist die Küche geworden. An

den Wänden Pfannen und Teller, daß man sich Sonne hinzuwünscht, um alles blinken zu sehen. Viele Wagen stehen noch da, mit zwei, drei und vier Betten und kleinen Möbeln ausgestattet. Diese rollende Stadt mit den arbeitenden oder ermüdet schlafenden Offizieren darin wird nicht weniger phantastisch zwischen den Feldern hinrollen als früher mit ihrem singenden und streitenden Zigeunervolk — nur die ausschreitenden Pferde davor werden ohne die lustigen Schellen sein.

Die Fähre

Über zwanzig Eisenbahnbrücken haben die Franzosen zerstört. Manchmal große und prächtige. Oft ohne Sinn, weil ohne Erfolg. Denn unsere raschen Pioniere haben überall sofort Pontonbrücken geschlagen, wie die breite „Sachsenbrücke", ohne die auch die eingeborene Bevölkerung ohne jede Verbindung wäre. Wo Zeit war, wurden regelrechte Holzeisenbahnbrücken errichtet. Jetzt sind überall schon Eisenbrücken im Bau oder fertig, zu deren Herstellung deutsche Werke ihre Ingenieure und Arbeiter herschickten.

Wir werden von der Wiese mit der Wagenstadt zum Fluß hinuntergeführt. Hier wird die Eisenbrücke erst in zwei Monaten fertig sein. Man will aber nicht so lange warten, um Züge wieder über den Fluß zu bringen. Denn drüben ist ein bisher unerschlossenes Seitental, dessen Werte und vor allem dessen Schottermaterial man heranbringen will. Heute muß der — so wichtige — Straßenschotter noch aus Deutschland nachbezogen werden. Erhält man ihn hier in der Nähe, spart man viel und entlastet die Bahnen zur Heimat.

So ist denn ein Pionierhauptmann auf den Gedanken gekommen, eine Eisenbahnfähre einzurichten, wie etwa noch eine bei Oberkassel über den Rhein geht. Trotz mancher Schwierigkeiten im Gelände. Jetzt baut man an beiden Ufern Rampen auf Pfählen ins Wasser hinaus. Um die häufigen und unvorhersehbaren Veränderungen des Wasserstandes ausgleichen zu können, wird der vordere Teil jeder Rampe mit gewöhnlichen Wagenwinden, wie man sie zur Hand hat, gehoben oder gesenkt, so daß immer eine ebene Fahrfläche da ist. Man hat einen großen eisernen Maßkahn ausgenommen und ein Gestell aus Eisen (am Ort selbst von Pionieren hergerichtet) hineingebaut, das oben die Schienen trägt und für drei

Eisenbahnwagen Platz hat. Am anderen Ufer — das heute mit seiner kahlen Bergwand blau aus silbernem Nebel heraussieht — hat man, um die Tiefe der Fahrbahn erreichen zu können, ein Geleise gelegt, das in allmählicher Senkung herabkommt, ein Stück lang den Saumpfad benutzt, an der Fähre sogar vorbeiläuft, in eine Schlucht des Berges hinein verschwindet, aber dann, immer sich senkend, wieder hervorkommt und die Fähre endlich erreicht.

Junge französische Burschen, einige von verkommenem Aussehen, rammen die Pfähle ein. Ihr Vorarbeiter ruft sie beim Kommando jedesmal an: „Messieurs!"

Der Etappenkommandant, dem die fahrbare Stadt, die Fähre und die Eisenfabrik, die wir zuletzt sahen, unterstehen, ist im Frieden ein Professor der Rechte aus Marburg, der am Bürgerlichen Gesetzbuch mitgewirkt hat. Die nicht leichten Pläne zur Fähre sind entworfen von dem Direktor des städtischen Gaswerks in Aachen. Die ausführenden Offiziere sind ein Oberingenieur der Dortmunder Union und ein Gerichtsassessor aus Bernkastel an der Mosel. Der Unteroffizier, der die Pläne so sauber gezeichnet hat, als handle es sich um einen Preisentwurf, ist ein sehr namhafter Architekt aus Köln. Heer und Volk sind bei uns in Wahrheit eins.

Die Eisenfabrik

In der großen Halle hämmern und schleifen neben den deutschen Pionieren fünfundvierzig französische Arbeiter. Die alten erhalten sechsunddreißig Pfennig, die jungen vierundzwanzig Pfennig die Stunde: Kriegslöhne, aber wie froh sind diese Menschen darum! Für die Abnutzung der Maschinen wird dem Besitzer, der im französischen Heer kämpft, eine Entschädigung gezahlt.

Man stellt hier unter anderm fahrbare Feldküchen her. Diese haben zwei Kessel, von denen jeder achtzig Liter faßt. Das Essen kann nicht anbrennen, weil zwischen Feuer und Kessel eine Paraffinmasse gelegt ist, die die unmittelbare Glut von der Speise fernhält. Eine solche Feldküche kommt hier auf hundert Mark, während sie in Deutschland auf zwölfhundert käme. Die Laternen sind geschickt so angebracht, daß ihr Schein vom Feind nicht zu sehen ist.

Die Pionierabteilung, die alle diese Dinge unter sich hat, unterhält aber einen weit größeren Betrieb. Ich gebe hier — ohne Ortsbezeichnungen — den rheinisch gutgelaunten Ausdruck der Briefbogen wieder, deren sich die Pioniere bedienen, wie eine Friedensfirma, die sich ihren Kunden empfiehlt. Über allen Humor hinaus ist aber, denke ich, der Bogen ein Zeichen der ganz herrlichen Rührigkeit und Verwendbarkeit dieser schnell zu verdientem Ruhm gekommenen Truppe:

Xte Landwehr-Pionier-Kompagnie, Xtes A.-K.

Versandhaus für Heeresbedarf.

Spezialität: Pioniergerät. Eigene Lager. Lieferung von Bauholz, Kohlen, Öfen, Draht, Nägeln, Zement, Kalk, Stoffen, fertigen Türen und Fenstern, sowie Wirtschafts- und Gebrauchsartikel aller Art für Fronttruppen.

Stammhaus: S., Kaserne.

Abt. A: Wasserversorgung.	Abt. D: Bäckerei.
„ B: Schreinerei.	„ E: Grabdenkmäler.
„ C: Elektrische Anlagen.	„ F: Brücken- und Wegebau.

Eigene Betriebe in:

Ch.: Eisenkonstruktions-Werkstätte, Schiffbauwerft.
M.: Stacheldrahtfabrik.
N.: Wellblechfabrik.
Ph.: Wellblechfabrik.
M.: Ofenrohr- und Feldküchenfabrik.
R.: Ofenrohrfabrik.
H.: Kalkbrennerei, mech. Schreinerei.
V.: Walzenmühle.
Ch.: Mech. Drechslerei und Sägewerk.

Gegründet September 1914. Telephonanschluß.

Die wilde Jagd

Ob unsere Soldaten, vorgebeugt, klirrend, keuchend, die schweren Stiefel durch den Lehm schleppend, über das Feld gegen die Drahtverhaue anlaufen, ob sie, verkrochen in den gelben Erdlöchern der Minentrichter, in dem Gedärm der Schützengräben, in Felshöhlen, unter hingefällten und erdbedeckten Baumstämmen, das Eisengewitter der Schlacht auf sich niederstürzen lassen: sie leisten, während die Klugen in der Heimat über Wert und Unwert jedes Krieges theoretisieren, mehr an Mut und Beharrung, als man der menschlichen Natur zuzutrauen vor dem Kriege bereit gewesen wäre. Kein Wort der Bewunderung und der Liebe ist da zuviel. Aber man muß hin und wieder auch einmal anderer Männer gedenken.

Die überraschendste Fähigkeit der Deutschen in diesem Krieg, die sie aus dem kulturalten Europa als das jünglinghafte Volk heraushebt, bleibt vielleicht die Anpassung. Eine Fähigkeit, die nicht nur überall mit nie verzweifelndem Geschick, sondern auch mit einer ganz verwegenen Geschwindigkeit arbeitet. In der Heimat. Draußen. Überall.

Ein Beispiel. Ein Loblied. In einer kleinen, rotziegeligen Stadt Nordfrankreichs. Eine Eisenhalle. Die französischen Maschinen (die meistens aus Deutschland stammten) sind hinausgeräumt. Viele Hundert Autos hineingestellt. Sie stehen in Reihen ausgerichtet wie Soldaten vor der Besichtigung. Keins eine Fingerbreite vor dem anderen. Ich bin sicher, daß man die Linie mit der Schnur gezogen hat. Kein Staubfleck, geschweige ein Lehmanwurf irgendwo. Das weiße Licht vom Dach her spiegelt sich im grauen Anstrich wie in Glas. Deutsche, belgische, französische, englische Wagen. Neben jedem in schwarzen Lederkitteln die Fahrer. Keine Stiefelspitze eine Fingerbreite vor der anderen. Jeder in Haltung. Unbeweglich, als seien die bärtigen Männer aus Holz geschnitzt und als große Spielsoldaten hingestellt. Aber auf das Kommando: „Wegtreten!“ ein Ruck und ein plötzliches Leben.

Hinter der Halle in Baracken die aus ungestrichenen Brettern aufgeschlagenen Betten, viele Hundert hintereinander. Die Küche

mit riesigen Kesseln. Speisetische, Bänke, eine Theaterbühne mit Fahnen und Tannen. Dann eine zweite Halle. Hämmer schlagen, Räder sausen. Wo sonst französische Arbeiter standen, stehen jetzt deutsche Soldaten. Zerschossene und zerfahrene Wagen, die man im Frieden dem Alteisenkrämer überlassen hätte, werden von den rastlosen und angeglühten Männern wieder zu schnellen und tüchtigen Kriegswagen gewandelt.

Amtlich nennt sich dies alles: Autopark der Obersten Heeresleitung. Eine Sache, die vor dem Krieg nicht da war, und die in den allerersten Kriegstagen schon nicht nur erdacht, sondern aus dem völligen Nichts auch bereits ins tätigste Leben gezaubert war.

Der blitzartig vorstoßende Einmarsch in Belgien ist notwendig geworden. Damit zugleich ein paar hundert Automobile, die sofort herbeizuschaffen, auszurüsten, zu bemannen, in Dienst zu stellen sind. Nicht in vierzehn Tagen, nicht in einer Woche, sondern morgen, heute. Der Große Generalstab gibt durch den Draht den Auftrag. Der preußische Hauptmann S. sitzt zehn Stunden am Telephon, klingelt nach allen Windseiten. Ein sehr junger Großindustrieller aus Düsseldorf, der jetzige Leutnant de B., hilft ihm, übernimmt bald die Sache ganz. 350 Wagen stehen aufgefahren auf freiem Platz in Aachen. Aber Benzin, Öl, Reifen für morgen, übermorgen, für nächste Woche fehlen. Das wichtigste fehlt: die Fahrer. Rufe durch den Draht schaffen alles herbei. Während die ersten hundert Wagen abfahren, werden die zweiten hundert bemannt. Am nächsten Tage bringen die dritten hundert den ersten das Nötige nach. Von je hundert Fahrern sind siebzig freiwillig eingetreten. Soldatisch unausgebildete Leute, die nie mit einem Gewehr gezielt haben. Unter aller übrigen Arbeit lernen sie auch das. Man setzt auf die Wagen ein Begleitkommando von 120 geübten Soldaten, die wiederum noch nie ein Automobil von innen besehen haben, aber nach wenigen Tagen vom Wagen herabspringen und beim Zerteilen und Zusammensetzen zu helfen verstehen, voll Ruhe, während die Infanteriegeschosse oder die Granaten um die Wagen bellen und schreien.

Was haben die Wagen zu tun? Die ersten deutschen Soldaten, die in Belgien einmarschieren — aber sie marschieren

ja nicht, sie jagen in Autos hinein — haben keine Stunde Zeit. Sie rücken vom Standort weg ohne Trainkolonnen. Die im Frieden vorgesehenen Kraftfahrtruppen können noch nicht bereit sein. Also rattern, fauchen, trompeten die Wagen des freiwilligen Autoparks mit, neben, hinter den Regimentern, durch die Franktireurdörfer und mächtigen Wälder hindurch, schaffen Patronen, Brot, Fleisch heran, immer aufs neue heran, nehmen, von diesen Dingen entleert, auf der Rückfahrt die ersten Verwundeten nach Aachen mit. Sie tragen die ersten Pionierleute bis weit vor die Infanterie, helfen die ersten Feldtelegraphendrähte über das belgische Ackerland spannen. Die tollkühn in die Einsamkeit des Feindeslandes vorgesprengte Heereskavallerie hat Hafer für die ausgehungerten Pferde nötig. Mit der gelben Last gefüllt, jagen die Autos herbei. Als das Heereskavalleriekorps zu einer Armee, die nunmehr den Vormarsch antritt, überwiesen wird, tritt auch der Autopark mit dahin über. Er kommt mit den vordersten Truppen der Armee bis 30 Kilometer von Paris, bringt von diesem verwegenen Vorstoß alle Wagen und Mannschaften unversehrt und in ganzer Ordnung zurück.

Jetzt wird der große Graben von Nieuport bis zur Schweiz in Lehm, Fels, Wald gegraben. Der Stellungskrieg beginnt. Der freiwillige Autopark scheint überflüssig geworden. Aber seine Aufgabe wird nur eine andere. Er erhält den häufigen Befehl zu Sprengkolonnenfahrten. Pioniere sind, meist in der Nacht, durch die Linie des Feindes hindurch zu bringen, Eisenbahnen und Brücken im Rücken des Feindes zu zerstören. Da heißt es: mit dem Glück gegen den Teufel fahren. Alle Wagen und Leute kommen hin, aber nicht alle kehren zurück. Gilt's eine solche Fahrt, dann hören die Wagen auf, taube Gegenstände zu sein. Sie werden zu Kameraden. Werden selber Soldaten. Sie schleichen mit, sausen, stürzen, richten sich auf, ihr Herz, das irgendwo im Eisen der Maschine klopfen mag, steht mit still in Erwartung, jauchzt mit nach gelungener Tat. Es wäre fast nicht verwunderlich, wenn auch ein oder der andere dieser herrlich geschwinden und herrlich zuverlässigen Wagen selbst das Eiserne Kreuz angehängt erhielte. Aber das ganze Heer der Wagen gröhlt und trompetet, wie eine Bande Besessener, tierhaft ge-

worden, wenn es gilt, ein Regiment hinter der Front in größter Hast und Not von Süd nach Nord, oder von Nord nach Süd zu schaffen und mitten im Gefecht abzusetzen, wo die Willkommschreie ermüdeter Kämpfer sie umhallen. Dreihundert Kilometer sind oft so mit den erhitzten Rädern abzurasen. Die Berge hinauf, hinunter lärmt die wilde Jagd, oft durch die blind suchenden Granaten hindurch. Die ersten Wagen schießen aus dem Wald heraus, wenn die letzten noch zum Dorf vor dem Wald hinanklettern. Wenn man fern steht und die endlose Reihe über einen Hügelrand rollt, daß jeder Radkreis und jede Bajonettspitze schwarz und deutlich in den Himmel gezeichnet steht, dann scheint alles ein Spiel. Ist man aber nah, dann erschrickt man vor dem eisernen Lärm. Der Luftzug scheint Bäume, Häuser und einen selber mitreißen zu wollen. Der Gegenwind, der Sang der Räder und der Heerruf der Huppen und Trompeten reißen den Soldaten das Lied dicht vorm Mund in Fetzen. Aber die wilden Wagen brechen durch Luft und Wald und sind da, wann sie da sein sollen. „Wie oft," sagt der General in Gent, „war man im Frieden verdrossen über diese lauten, stinkenden, eiligen Dinger — aber jetzt möchte man ein jedes sanft mit der Hand streicheln. Sie haben Lüttich nehmen helfen." Und er streichelt in einem Bogen durch die Luft, als streichle er liebend über die gerundete Wölbung eines solchen Wagens, oder über einen der dicken, weißen, vielnarbigen Radreifen.

Nicht weniger teufelmäßig schnell, aber behutsamer um die Straßenecken, sparsamer mit den Rufen der Huppen jagen die Wagen dahin, wenn sie verwundete oder stöhnende Kämpfer, die die Augen geschlossen haben, mitten aus dem Gewitter der Schlacht heraus oder von dem Verbandplatz, der hinter irgendeiner Scheunenwand errichtet ist, zu den Etappenlazaretten bringen müssen. Die Fahrer lenken dann, nein, ich glaube, die Wagen selber gleiten dann so leise um jedes Granatenloch, um jede von den Geschützrädern tief eingerissene Furche herum, als glitten sie unirdisch wie die Flugmaschinen durch die Luft. Ich habe die Liste eingesehen, in der das Tagewerk eines jeden Wagens mit deutscher Genauigkeit eingeschrieben steht. In der Zeit von fünf Wochen haben 2032 Wagen 8439 Verwundete jagend zu Arzt und Schwestern gebracht.

Mancher der Wagen liegt zerfetzt und nicht mehr abholenswert — kein Wagen mehr, nur ein verwirrter Haufen Eisen — auf den Äckern. 26 Fahrer, 3 Offiziere der Leitung sind — nur im ersten halben Kriegsjahr — neben ihren Wagen liegen geblieben. Man hat ihnen das Grab gegraben, da, wo sie fielen. Den Wagen kann man kein Grab und kein Kreuz geben. Aber mit der Hand streicheln darf man auch noch über solch ein zerrissenes, verrostetes, treues Ding, das braven Männern brav geholfen hat.

In nordfranzösischen Quartieren

Kaisers Geburtstag im Großen Hauptquartier

Die Auffahrt der Autos, der Anmarsch der Truppen: das ist diesmal denn doch ein anderes Bild als sonst an diesem Tage Unter den Linden.

Vorstadtstraßen mit niederen Häusern, an den Türen und Straßenecken Gruppen von neugierig herschauenden Franzosen. In einem kahlen Schuppen ein Altar mit Decke, rechts und links je ein rundgeschnittener Topfbaum und je ein Bund von fünf Reiterlanzen mit vielfarbigen Fähnlein. Die Altardecke ist ein Geburtstagsgeschenk der Kaiserin. Es sind die Worte des Kaisers im Reichstag hineingewebt: „Vorwärts mit Gott, der mit uns ist, wie er mit unseren Vätern war." Das Haus ist ganz gefüllt mit einer dicht zusammengedrängten Menschenmenge und der ersten Sonne dieses Jahres. Truppen, Rote-Kreuz-Schwestern, auf einer Estrade der Kaiser, ganz allein vor allen auf seinem Stuhl, hinter ihm der Prinz Oskar, von der Front kommend und im einfachen, feldgrauen Mannschaftsmantel. Um den Kaiser her die Herren des Gefolges. Unter vielen anderen auch der Oberst L., der Kommandant der österreichisch-ungarischen Motorbatterien in Belgien und Frankreich, dem heute der Kaiser das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen hat.

Das Kommando „Stillgestanden!", das beim Eintritt des Kaisers ertönt, hat hier nichts, was an den Kasernenhof erinnert, sondern das scharfe Wort springt einem hier gleichsam ins Herz. Eine seltene Stunde beginnt, in der nicht irgendeine Entscheidung fällt, die aber das sinnfälligste und wirkungsstärkste Symbol ist für das Geschehen unserer Tage.

Nach einem Gesang aller spricht der Hofprediger G. über das Bibelwort: „Er legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch sie tragen." Der Prediger sagt: „Das ganze Deutschland denkt in dieser Stunde an uns." Er erinnert den Kaiser an die früheren Feiern dieses Tages und spricht aus, daß das deutsche

Volk dem Kaiser nie ein schöneres Geschenk gegeben habe als diesmal: die volle Einigkeit! Er wendet sich an alle. „Aber wir müssen ihm mehr geben. Wie schwer hat er es in seiner ungeheuren Verantwortung! Seine Glücksstellung ist eine fast unmenschliche Last. Wir müssen ihm alle tragen helfen durch den unermüdlichen Willen: Aushalten, durchhalten!"

Der Kaiser sitzt da, sehr ernst, wendet die Augen nicht einmal auch nur eine Fingerbreite von den Augen des Predigers ab. Es ist für die wenigen, die in dieses Gesicht sehen können, ergreifend und unvergeßlich. Das durch die Jahrzehnte immer und in diesen Monaten hundertfach stark brennende Feuer einer als fast unirdisch empfundenen Verantwortung hat, nach oben greifend, alles Klein-Menschliche von diesem Gesicht weggeschmolzen. Es ist nur noch Glaube, ausschauender Wille, Entschlossenheit darin. Dazu ist dieses Gesicht jetzt ganz von der Weihe dieser Stunde berührt, die die große Bitte um Sieg heißer als irgendwo in Deutschland zum Himmel hinaufruft. Hier ist heute wirklich das Herz Deutschlands. Als zum Schluß die Musik das Niederländische Dankgebet wie mit Posaunen und Pauken des Himmels beginnt, singen alle mit einer von mir nie erlebten ergriffenen Fortgerissenheit. Dann, unter dem Schweigen aller, steht der Kaiser noch einen Augenblick und betet allein.

Ein Quartier

Eine Zeit lang war unser Quartier ein Schloß in Nordfrankreich.

Es stehen da tausend Schlösser auf den Hügeln. Dieses ist aus roten Ziegeln gebaut und brennt besonnt hinter einem dachhohen eisernen Gitter. Im Garten fremde Tannen. Was sonst an Bäumen da ist — Bäumen, viel älter als das Haus —, ist bis in die Spitzen hinauf mit dickem Efeu wie mit Girlanden behängt. Über die Wipfel dieses wahrhaftigen Paradieses hinweg stürzt der Blick tief hinunter auf den gebogenen silbernen Strom und die weißen Häuser der Stadt.

Jeden Morgen weckt mich dasselbe Geräusch vor meinem

Fenster: Kinder schreien plötzlich auf, Glas bricht, Blech klirrt, ein Wassersturz fällt, dazwischen immer ein ewig gleiches Scharren, als wenn in einer Großstadt nachts die Straßen gereinigt werden. Wenn ich mich hinausbeuge, sehe ich auf ein riesenhaftes Gehäuf von Küchenabfall. Darauf wie auf einem Gebirge ausgebreitet ein ganzes Volk von Hühnern, Katzen, Hunden, Kindern. Alle gierig kratzend, wühlend, aufwerfend. Wer eine Beute hochscharrt — Huhn, Katze, Hund, Kind —, läuft damit davon. Die Kinder haben schwarze Schürzen an, die vom Hals bis zu den Schuhen hängen. Von Zeit zu Zeit, wenn die Tiere schneller und glücklicher sind als die Kinder, ertönt das rhythmisch helle Gerufe: „Brudd, Brudd!" Dann schießt aus dem Küchenfenster der Trainsoldaten unten ein Stück Brot hinaus oder, ebenso oft, ein Wasserguß. Ist es Brot, dann antwortet kein „Merci", ist es Wasser, so enttrappelt die ganze Schar hinter die nächsten Bäume, und Figürchen, nicht so hoch wie ein Trainstiefel und gelbschmutzig wie eine der verrosteten Konservenbüchsen, schreien mit silbernen Stimmen: „Barbares! Barbares! Barbares!" Drei Minuten später klettert das ganze Zwergvolk wieder auf dem Gebirge umher. Die Väter der Kinder mögen leichter aus den Schützengräben zu jagen sein als diese Kinder aus dem Garten.

Bild und Melodie bleiben sich gleich vom weißen Morgen bis in die schwarze Nacht. Was allein sich ändert, ist der Anglanz der Sonne an den Wipfeln. Der Garten ist hier ein Wald. Buchen.

Mit einer Rinde, grau und narbig wie die Haut alter Elefanten. Der Buchenpark ist Stolz und Liebe des geflüchteten Besitzers — der hier gebliebene Torwächter sagt es sehr oft. Der Besitzer wird eine Stunde der Wehmut haben, wenn er zurückkehrt. Denn die gewalttätige Faust des Krieges hat manche der Stämme von den Wurzeln gerissen: die deutschen Pioniere haben Brücken schlagen müssen. Jetzt sorgen die Offiziere, die mit in dem Schloß wohnen, ebenso treu für jeden Baum wie für jeden ihrer Soldaten.

Hoch in den Ästen sitzen die fünfzehn Pfauen. Meine Wundervögel. Sie schlafen des Nachts da, im schwarzen Gezweig. Wenn

sie am Tag allzu häßlich schreien, wirft der Unteroffizier, der die 26 Trainsoldaten exerziert, Steine nach ihnen. Mit den Sechsundzwanzig marschiert, wendet, steht stramm wie ein Deutscher der Bursche des Schweizer Offiziers, der der deutschen Armee beigegeben ist. Die Burschen der übrigen ausländischen Offiziere sehen dem Exerzieren wie kleine Herren von weitem zu, fremd unter den Buchen stehend. Hinter den letzten Buchen sind immer dieselben zwei grauen Flecke sichtbar: die Helme der Feldwachposten. Ich sehe mit dem Glas hin und sehe in zwei bärtige Landsturmgesichter, sehe die Falten unter ihren Augen, sehe in ihre Augen. Obwohl die Posten alle zwei Stunden gewechselt werden, scheinen es unveränderlich dieselben Männer, dieselben Gesichter zu sein. Sehe ich in ein solches Gesicht, ist mir, als sähe ich in die deutsche Heimat selber. Oft trete ich ans Fenster, um nach den zwei grauen Flecken zu sehen. Sie sind da, so sicher, nein: sicherer als Bäume und Nachbarshäuser, die im Krieg über Nacht verschwunden sein können.

Das Schloß hat sich als Sommersitz gebaut ein einfacher Handwerker, ein Schlosser, der sich zu einem sehr wohlhabenden und machtreichen Manne hinaufgearbeitet hat. (Man sieht, daß auch im heutigen Frankreich solche amerikanischen Dinge geschehen können.) Mit alten und neuen Rokokomöbeln ist das Haus vollgepfropft. Die Betten haben einen Seidenhimmel über sich. In den Bücherschränken auf dem Flur steht ein deutscher Goethe. Das Wasser im Haus ist nicht trinkbar. Elektrisches Licht haben erst deutsche Soldaten in die Zimmer gelegt. Die Petroleumlampen sind fürs Plaudern, nicht fürs Lesen geschaffen. Nichts wird und darf in den Zimmern verstellt, vertauscht, weggeräumt werden. Darum liegen in meinen Schubläden unberührt die Photographien der Familie, Ansichtskarten der Eltern an die Kinder, die Schreibhefte der Kinder.

Geht man über die Flure, so surrt von allen Zimmertüren her das Ticktick der Schreibmaschinen. Diese leise, nervöse, unablässige Musik gehört zum Haus. Es wäre ohne sie undenkbar. Selbst in der Nacht verstummt sie nicht ganz. Das seltsame Volk der Berichterstatter, eben von der Front und den fremden Städten zurückgekehrt oder voll Ungeduld schon wieder auf eine neue Aus-

fahrt wartend, haust hinter diesen Türen. Zwölf Türen. Hinter jeder Tür einer der schreibenden Leute, deren Amt es ist, der Heimat von dem, was sie hier draußen sehen, was sie erregt und fiebernd in sich durchleben müssen, zu erzählen. In diesem verschraubten, verzahnten, verkeilten, beharrenden Krieg des Westens ein erschwertes Amt. Es gibt kein Schlachtfeld mehr. Nur noch ein Schlachtland, das erst in tagelangen Fahrten zu übersehen ist. Aber es gibt auch keinen Hügel, kein Waldstück, keinen Kirchturm mehr, da man stehen und einen engeren Kreis mit den Augen umziehen könnte: alles Lebendige ist in die Erde eingegraben, und was sich über der Erde zeigt, ist im selben Augenblick von fegendem Eisen fortgewischt. Nach dem Kampf, wenn der lebendige Sturm des Ringens um Sieg verweht ist und nur das Entsetzen und der Tod noch daliegt: wer vermöchte, was er davon sieht, für andere in Worte zu bringen? Wie jeder Soldat im Westen, wartet der Berichterstatter dem Vormarsch entgegen. Bis dahin muß er sich selbst die Dinge suchen, die zu sehen bleiben. Größe und Wunder — wo wäre ihrer hier ein Ende? Größe und Wunder sind auch in allem Kleinen. Ein deutscher Soldat, der aus einem französischen Haarschneiderladen tritt — der einfache Vorgang genügt, um alle europäische Wandlung seit dem Sommer 1914 mit sinnbildlicher Gewalt vor einen hinzustellen. Führt der Deutsche noch an jeder Hand ein Kind des Haarschneiders mit in den Stall, in den Konditorladen, auf einem Spaziergang durch die Straße: so steht man vor der krausen und natürlichen Menschlichkeit selbst dieses blutvollen Krieges immer wieder erstaunt als vor einer tiefen Gewalt.

Den Dienst im Hause besorgen die treuen sechsundzwanzig Trainsoldaten. Im Frieden Bauern, Ladeninhaber, Buchhalter. Einer ein Gutsbesitzer. Der, der mir sorgsam wie ein Zimmermädchen Wasser bringt, das Bett macht: ist ein Briefträger aus Potsdam. Wenn er steht, meine Stiefel in der Hand, muß ich ihm erzählen von allem, was ich gesehen. Er erzählt mir dafür von Potsdam und seiner Braut — Dinge, die die Ferne ihm noch besonders verklärt hat. Nicht lieber seh ich meine Sechsundzwanzig, als wenn unten auf dem Einspännerwagen die riesigen Postsäcke angekommen sind und auf den Tisch im Flur aus-

geschüttet werden. Gleichgültig nimmt jeder seine Briefe in Empfang. Aber dann trifft man in jedem dunkeln Winkel — so dunkel, daß ein Lesen ausgeschlossen scheint — einen dieser hohen und schweren Kerle allein mit seinen Briefen. Die Sechsundzwanzig haben Stiefel, so groß fast wie die ledernen Feuerlöscheimer, die mit Wasser gefüllt und gerade ausgerichtet auf den Fluren immer bereitstehen (im deutschen Heer denkt man an alles). Obwohl den Sechsundzwanzig das, was die schreibenden Männer in ihren Zimmern tun, nicht allen begreiflich sein mag, und obwohl es fast ein Seiltänzerkunststück ist, in solchen gespornten Stiefeln leise aufzutreten, schleichen sie gleichwohl wie verstohlene Kinder auf den Zehen an den Türen vorbei. Hier und da trifft man sie an, wie sie auf goldenen oder blumigen Rokokostühlen sitzen und sich französische Wörter abhören. Wenn dann die Madame Jules mit der Wäsche kommt, bleibt freilich die Verständigung ein schweres Stück Arbeit. Madame Jules hat viel zu lachen, obwohl sie sonst gern eine ziemliche Würde zeigt. Denn ihr Mann, jetzt Schneider, ist früher katholischer Pfarrer gewesen, hat sich in das schwarze Haar der Madame verliebt und ist weltlich geworden. Wenn Offiziere zu Besuch da sind, trägt Monsieur Jules die Suppe auf, geschickt wie ein guter Kellner. Oft sind Offiziere da. Sie kommen von allen Ecken der Front, haben kühne und ernste Augen, erzählen und horchen, wie auf etwas ganz Neues, auf das ferne Schlagen der Geschütze. Nur einer fehlt, den man manchmal herwünscht und der sich an diesem geordneten und sauberen Tisch vielleicht doch nicht ganz unwohl fühlen würde: der französische Hausherr. Dann wäre die Seltsamkeit des Schlosses noch sichtbarer.

Ein Offizier zu Gast

Eines Abends im Hauptquartier, als ich auf das Schellen der Glocke aus der Feierlichkeit des Buchenwaldes in den gemeinsamen Speisesaal trat, saß ein fremder Offizier mit am Tisch. Einer von uns war ihm unten in den Straßen begegnet, hatte einen Schulfreund in ihm erkannt und hatte ihn gleich mit auf

unseren Berg heraufgebracht. Beleibt, wie viele Monate Schützengraben machen, und beweglich sitzt er da, bärtig, lehmfarbig, in den blauen Augen die lauernde Entschlossenheit, die alle, die aus den Gräben kommen, zeigen. Ich höre an der Stimme, daß er ein Rheinländer ist. Wir erzählen uns von Schulen, Menschen, Städten, Bergen der Heimat.

Aber ich sehe schnell, daß da mehr zu fragen und zu erzählen ist. Der kleine, dicke, schwarzbärtige, kühne Mann ist im Frieden ein Polarforscher (Theodor L.). Er hat zuletzt fünfzehn Jahre in der weißen Einsamkeit Spitzbergens der Natur ins Gesicht zu sehen versucht. Uns allen will der Weltkrieg heute noch oft ein Märchen scheinen. Ihm, unter seinen Gletschern, Wasserstürzen, Renntieren, ist die erste Kunde davon wahrhaft unfaßbar gekommen. Aber er hat nicht lange geträumt, ist auf einen norwegischen Fischerdampfer geklettert und hat gerade noch das Festland erreicht. Zweiundvierzigjährig, meldet er sich, zehn Minuten nach der Ankunft in Deutschland, freiwillig. Jetzt kommt er aus den Gräben im Priesterwald, Offizier geworden, das Eiserne Kreuz im Knopfloch. Fünf Monate hat er den Franzosen gegenüber gelegen, hat mit Minenwerfern und Handgranaten zu tun gehabt, mehr als mit dem täglichen Brot. Aber es ist ihm nicht genug zu tun. Er meldet sich für einen ganz besonderen Posten, irgendwo — er darf nur andeuten, ich darf nicht einmal das. Aber der frische Wind, den er gleichsam um sich hat, wird da, wo er hingeht, sicherlich Sturm werden.

Das ist jetzt ein merkwürdiges Erzählen. Erst vom Abschied von seinen Soldaten: hundertzwanzig Händedrücke. Ein sonderbarer Laut kommt ihm zwischen den Worten aus der Kehle. Eh man denken kann: ist das ein Schluchzen? — greift er zum Weinglas und spült ihn hinunter. Dann erzählt er von Fjorden, Eisbergen, norwegischen Fischern, Schiffen und immer wieder von den Renntieren. Ohne Absicht, zwischendurch. Er erzählt, wie er sich seine Frau mit einem Walfischfänger auf die Insel hat kommen lassen. Wie sie im Winternebel aneinandergedrückt neben dem Ofen gekauert haben. Wie er sie selber von einem Knaben entbunden hat. Nach einem Schluck aus dem Glas ist er dann wieder im Priesterwald, im Graben, den gelben Erdaufwurf der

Franzosen vor sich, Sprengungen, Schreie, Blut, Freundschaft, todverachtende gute Laune trotz allem um sich.

Ich lasse andere fragen, sehe nur immer in das Gesicht, aus dessen Falten noch der Lehm des Schützengrabens zu bröckeln scheint. In die ganz hellen, blassen Augen, in denen, wie eine Spiegelung im Fjord, noch gleichsam das Abbild der königlichen Gletscher, der farbigen Moose, der still wandernden Renntiere liegt. Immer das Menschliche im Krieg ist das Seltsame. Der Lärm der Granaten und Schrapnelle verhallt. Aber das Menschliche bleibt.

Dieser abenteuerliche und ganz phantastische Mensch — ganz in unsere Zeit gehörig, aber doch mag er schon bei den Wikingern irgendeinen Sonderling als Vorgänger gehabt haben —, der auf seiner Insel nur mit Eis, Fels, Pflanzen, Tieren zu tun hat, ist nun hier im Krieg plötzlich mit Menschlichem überschüttet. Er entdeckt gleichsam, mit tiefem Staunen, erst das Menschliche um sich. Hier berühren wir uns am nächsten. Seine Stimme wird ganz leise, als er erzählt von Zähigkeit, Aufopferung, Zusammenbruch, von all dem sonderbaren Gemisch und Streit zwischen Kleinem und Großem im einzelnen Menschen wie in der Gemeinschaft aller, von der Fürchterlichkeit und der Festlichkeit des Sterbens. Dann erzählt er dies, das am tiefsten in ihn hineingegriffen hat und das er sicherlich als Gepäck des Herzens mit sich auf seine Insel nehmen wird. Wenn er wieder da oben auf die fernen Eisstürze hinhorcht, den scheuen Renntieren zusieht, unter den norwegischen Fischern umhergeht, wird das Lied davon in ihm zu singen anfangen.

Er erzählt, wie eines Abends ein Etwas sich dem Schützengraben, vom Feind her, nähert. Es erweist sich bald als ein französischer Soldat, der etwas herüberruft, endlich herangelaufen kommt und von einer Gruppe mit fertiggemachtem Gewehr empfangen wird. Er erklärt, er habe seit Beginn des Krieges seine Mutter nicht mehr gesehen, sie wohne im Dorf hinter der deutschen Front, und er müsse sie noch einmal sehen, und wenn er totgeschossen würde. Zwei Soldaten mit geladenem Gewehr bringen ihn zum Ortskommando. Während er im Unterstand eine Brotschnitte mit Butter bekommen hat, ist der Koch ins Dorf gegangen, wo ihm ein Geschäft oblag, und hat die Nachricht schon

hingebracht. Als die zwei mit dem Gefangenen den Berg herab aus dem Wald kommen, steht das ganze Dorf versammelt. Der Bursche blond, die zwei Deutschen noch einen Kopf größer und immer das Gewehr schußbereit.

Die Dorfleute, die ein geradezu rührend freundschaftliches Verhältnis zu den deutschen Soldaten haben, für sie waschen, von ihrem Brot mitessen, einzelne deutsche Worte sich lehren lassen: schimpfen auf den Gefangenen ein, spucken ihm ins Gesicht. Er aber läuft auf ein Mütterchen zu, ein altes, verwittertes, häßliches Mütterchen, das ihn umarmt, streichelt, wie ein Tier dabei schreit und auf die Nachbarn einschilt. Der Sohn auf den Knien vor ihr, französisch-theatralisch. Die Dörfler, verwandelt, klatschen plötzlich mit den Händen Beifall.

Er darf eine Stunde bei der Alten bleiben. Sie sitzen auf ein paar Säcken an der Hauswand. Der Koch, in Ehrenpflicht genommen, ein Straßburger, der vollkommen Französisch spricht, als Beobachter daneben. Aber sie unterhalten sich nur vom Vieh, von der Weide, vom Haus. Der Bursch sieht nur noch einmal durchs Fenster hinein in die Stube, faßt auch den Griff der Haustür an, geht aber nicht ins Haus. Dann wird er als Kriegsgefangener nach Deutschland abgeführt. —

Der Erzähler geht zu Bett, das ihm der Freund auf der Erde bereitet hat — denn ein französisches Sofa ist zu kurz und schmal. Am anderen Morgen sehe ich ihn durch die Stämme des Buchenparks gehen. Plötzlich steht er am Klavier hinter mir und sagt Lebewohl. Wir bleiben in unserem Schloß zurück, durch dessen offene Fenster das Schlagen der Geschütze nur von weitem dringt, und er geht, für seine Person den Stellungskrieg beendend — wohin? Nach dem Krieg wird man davon erzählen dürfen.

Die glückliche Stadt

Wenn täglich die Buchen im Anglanz der späten Sonne aufbrennen, wenn die fünfzehn Pfauen des Parks mit ihren Farben in diese Glut hineinspringen, um im Gezweig angeklammert da oben die Nacht zu verschlafen, wenn die sechsundzwanzig Tram-

soldaten unten zu pfeifen und zu singen beginnen, in der Vorfreude auf den Gang in die Stadt: dann treibt es auch mich immer zu Strom und Häusern hinunter. Wohl um es ganz in mir zu fühlen, daß wieder ein Tag des Wartens im Westen vorüber und der Tag des endlichen Vorrückens um vierundzwanzig Stunden näher gekommen ist.

Auf der Höhe ist noch der unablässige Schlag der Geschütze, vermischt mit dem Vogelsang, zu hören. Ein Auto, aus der Front kommend, bebrillte Offiziere darin, schießt an mir vorbei. Ein schweres Auto mit Fliegerabwehrkanone jagt den Berg hinauf. Beide um die Breite einer Hand aneinander vorüber. Wie bitter werden sich die wackeren, eisenhändigen, stahläugigen Fahrer in diese Wildzeit zurücksehnen, da sie Adler waren, wenn sie einmal wieder auf deutschen Friedensstraßen unter der Last von Nummern und Paragraphen wie Haushühner dahinkriechen müssen!

Bald, aus allen Türen, Höfen, Seitenstraßen herausbrechend, wie Wasserstürze an einem Alpenpaß, sind zehn, zwanzig, fünfzig Kinder hinter mir. „Pfennik! Pfennik!“ Der Ton auf der letzten Silbe, daß es wie Gehämmer eines fremdartigen Maschinengewehrs klingt. Ein Streicheln über einen schwarzen Mädchenkopf, eine drohende Hand nach einem allzu wütenden Knirps hin. Erst, wenn unten die Landsturmposten vor ihren Schilderhäusern sichtbar werden, verschwindet die Schar wieder den Berg hinauf, drei Schritte hinter mir schon das nächste Opfer anspringend.

Bauernmädchen kommen von der Stadt herauf. Tragen dunkles Brot in Netzen. Brot, das ihnen, den mit Müttern und Geschwistern ganz Erwerblosen, zweimal die Woche von den Deutschen geliefert wird. Sie tragen es wie einen kostbaren Schatz, stellen es behutsam hin, wenn sie stehenbleiben, um einen Schuh zu binden, um über die Mauer zu lehnen und zu Sonne und Strom hinunterzusehen. In der immer verliebten Art der Französinnen binden und lehnen sie immer dann, wenn ein Mann nahe ist, zeigen so die Linie ihres Gesichts, die Biegung ihres Körpers. Manchmal lassen sie auch ihr Tuch von der Schulter fallen, um es aufheben zu können. Oder sie nehmen den kleinen Bruder, der neben ihnen hergeht, an die Hand, um, in anmutiger Unbewußtheit, auf die Mütterlichkeit ihres Wesens hinzuweisen. Ohne Hüte, mit

kunstvollen Haargebäuden, mit Schuhen wie Damen (obwohl Bauernmädchen), mit Tüchern, die die Schultern rührend schmal machen, erinnern sie fast an die Zierlichkeit von Japanerinnen. Nah gekommen, sehen sie einen plötzlich an, wünschen die Tageszeit, ernsthaft, in reinem Französisch, fügen ein paar Worte über das Wetter hinzu, während die schwarzen Augen von ganz andern Dingen sprechen. Ich sehe einige bei deutschen Unteroffizieren, die vor mir den Berg hinabgehen, stehenbleiben. Ihre Sehnsucht nach den fernen, in den französischen Gräben kämpfenden Freunden hat gelernt, sich an der lebendigen Gegenwart deutscher Soldaten ein wenig zu trösten. Nicht untreu sind sie. Sie müssen nur einen Freund haben, um ihm von dem entfernten Freund zu erzählen. Um ihre Zärtlichkeit für den Entfernten verströmen zu können. Manche sprechen mit Katzen, Hunden, Kindern. Aber faßhafter ist es, den deutschen Soldaten in die verbrannten Gesichter zu sehen. Seltsamer ist es, denn diese Soldaten haben — zitternd dringt das ins Blut — die Strahlung von Kampf und Sieg um sich. Freund? Feind? Immer, wenn diese Mädchen mit den schweren Netzen und den zur Seite gebogenen Körpern die Straße hinaufgehen, flattern die goldenen Vögel der Verliebtheit über ihnen.

Wo die Straße in einem Bogen in die Stadt hineinstößt, während der Strom zwischen den Gartenhügeln bleibt, stehen eisern aufgestellt die Landsturmposten. Wie die Hüter des Paradieses gewähren oder verweigern sie Einlaß, durch Menschlichkeiten ungerührt, nur dem Papier gehorsam, das jeder ihnen vorweist. Ihre Schilderhäuser, in Frankreich gezimmert und mit den deutschen Farben angestrichen, sind so neu wie Spielzeug im Schaufenster. Von der Felsmauer eines Schlosses sehen verwundete deutsche Soldaten den kleinen Ereignissen dieser bunten Pforte zu.

Hinter der Pforte, gleich im Anfang des Paradieses, geht es auf seine eigene Weise himmlisch zu. In einer Kneipe, zwischen wahrhaft himmelblau getünchten Wänden, sitzen, trinken, singen deutsche Soldaten, manche fast Knaben, manche fast Greise, unter den deutschen Märschen eines französischen Grammophons. Sie tanzen. Nicht mit Mädchen. Denn es sind keine da. Untereinander. Aber deshalb nicht ohne Anmut, nicht ohne Schwung. Manchmal stampft der Fuß eines Bayern dazwischen.

Eine Reiterpatrouille klopft über das Pflaster der Straße. Pferde und Reiter riesenhaft. Jeder Reiter führt ein leeres Pferd neben dem seinen. Die Lanzen stehen aufrecht, die Spitzen brennen in der tiefen Sonne. Auch die blauen Augen sehen flammend aus den von der Sonne getroffenen und geblendeten Gesichtern. Was von Franzosen auf der Straße ist oder an Türen steht — kleine dicke Frauen, vierzehnjährige Mädchen mit Stöckelschuhen und kurzen seidenen Schürzen, alte, klein gewachsene Männer mit Napoleonsbärten und oben sehr weiten, unten ganz engen Hosen — sieht dem fremden eckigen und schweren Geschlecht dieser Reiter, als seien es Erzengel, lange nach.

In der schmalen Straße sind viele Läden geschlossen: die Besitzer sind gleich im Beginn des Kriegs in das französische Heer eingerückt oder später beim Vormarsch der Deutschen geflüchtet. Darum sieht es hier wie ewiger Sonntag aus. Wo eine Tür offen ist, klingelt sie nur von den deutschen Soldaten, die Schreibpapier, Nadeln und tausend Dinge kaufen. Eine bayrische Bierhalle mit blauweißem Schild ist da, ein deutscher Zigarrenladen mit einer Verkäuferin aus Nürnberg, ein Laden mit Käse, Würsten, Heringen — die Besitzerin von der Mosel. Soldaten, die lehmfarben von der Front kommen, treten staunend in diese Stätten des Friedens ein, wahrhafte Unterabteilungen des Paradieses. In der Tür eines Ansichtskartenladens stehen die Verkäuferinnen wie vor einer Jahrmarktsbude und locken durch sehr heimliche Blicke zum Eintritt. Drinnen ein einziges Sprechen und Lachen. Deutsch oder französisch — man versteht sich. Jene Landmädchen auf der Bergstraße suchen mit den Augen — großen sentimentalen Augen — auch unter vielen doch immer nur den einen, der ihr Freund sein könnte. Diese Stadtmädchen lachen mit allen, vergessen den ersten über den zweiten, den zweiten über den dritten. Sie sind geputzt mit Schleifen, Ketten, Ringen, haben gefärbte Augenbrauen und Lippen. Im Hintergrund, von fern nur als Schatten zu erkennen, steht die Zierlichste.

In dem Laden einer Nebenstraße kaufe ich Schokolade. Ein ganz weißhaariges, ganz armes Mütterchen redet mich an, mit einem Anstand, als ob eine heimliche Königin in ihr stecke. „Die

Deutschen sind gute Menschen. Aber, mein Herr, wir wissen nichts von den Unsern. Seit der Mobilmachung. Ich habe drei Söhne und zwei Schwiegersöhne an der Front. Ich weiß nicht: leben sie? Ich kann ihnen keinen kleinsten Brief schreiben, sie können mir keine Zeile schicken. Ich weiß gar nichts. Wir alle wissen gar nichts." „Der Krieg, Madame." „Was wißt ihr alle vom Krieg? Wir, hier in Nordfrankreich, wir wissen davon. Wir sind getrennt durch eure deutsche Mauer von unserm ganzen Volk. Wir haben keine Zeitung. Ja, eure — aber nicht unsre. Wir lesen nur eure Anschläge, sehen nur eure Fahnen. Wir stehen allein in der Welt wie auf einer Insel. Mein Herr, es ist so sehr schlimm."

In einer Ecke sitzt auf einem Stuhl ein junges Landmädchen, ganz eingesunken und an das Holz angedrückt. Sie ist ganz weiß im Gesicht, hat die Augen geschlossen. Ich frage und höre, daß sie sechs Stunden zu Fuß von ihrem Dorf in die Stadt gekommen ist, um einzukaufen (die Bahn fährt für die Bevölkerung nicht), daß sie schwach geworden ist und sich ein wenig erholen will für die neuen sechs Stunden des Rückwegs. Sie hört das Gespräch, öffnet die Augen, lächelt, möchte selbst jetzt, einer Ohnmacht nahe, gefallen. Ich kaufe ihr ein wenig Schokolade. Sie dankt für das nicht Nennenswerte mit schön gesetzten, zärtlichen, leidenschaftlich dankbaren Worten, wünscht mir den Segen des Himmels. Ihr Gesicht färbt und verschönt sich dabei auf das wunderlichste. Alle andern Frauen stehen herum, voll Rührung, in Mitfreude. Ihre Lippen bewegen sich, sie sprechen stumm die schön gesetzten Dankworte mit, in einer, wie mir scheint, Freude schon an der Sprache selbst. Jede Klage ist verstummt. Es ist, als ob das Stücklein Schokolade das ganze Unglück Frankreichs geheilt habe. Die Stadt ist wieder voll gut atmender Ruhe.

Der Marktplatz steht schon ohne Sonne, in einem blauen Licht. Vier Reihen roter Ziegelhäuser mit kohlschwarzen, sehr hohen und sehr steilen Schieferdächern. Die letzten Landleute brechen ihre bretternen Tische ab, packen ihre nur halb geleerten Gemüsekörbe auf die zweirädrigen Karren, vor die Maultiere oder lächerlich kleine Esel gespannt sind. Französische Polizisten, die im Dienst gelassen sind, stehen mit blauen Binden um den Arm, bedrückt,

ihrer Macht enttan. Deutsche Soldaten, die noch einkaufen. Bauern darunter, die aus einer kargen Ecke Deutschlands kommen mögen, staunen die riesenhaften und starkfarbigen französischen Kohlköpfe an. Wieder eine Reiterpatrouille, quer über den Platz, mit Hufgeklopf, stählernen Lanzen, stählernen Augen. Sie verschwindet wie eine Schar des Geheimnisses in der Nacht.

Die Türen werden leer. Die Stadt geht schlafen. Auf dem Hügel brennt, so pünktlich wie der Mond, den Mond verdrängend, das große, zauberhafte, gewalttätige, kalte Auge des Scheinwerfers auf, in das man nicht hineinsehen kann. Kreisende weiße lange Bretterstrahlen, Windmühlenflügel, weit den Himmel entlang, schieben sich als ein Riesenfächer übereinander, entfalten sich ebenso schnell und überraschend wieder. Ein Schauspiel, den kindhaft guten Bewohnern dieser Märchenstadt vorgeführt. Mehr: ein Schutz der Stadt vor drohenden Geistern.

Ist Krieg? Es muß ein Traum sein. Die letzten alten Männer gehen in die Häuser, den letzten deutschen Soldaten gute Nacht wünschend. Irgendwoher der ferne Hufschlag der Reiterschar, die die Nacht der Stadt schützt. Die glückliche Stadt: allein auf dem Markt stehend, hört man im friedreichen Geräusch ihres Brunnens ihren beruhigten Atem.

Da! Zwei Männer werden von einem dritten durch die lange Straße geführt. Zwei arme, gebeugte Gestalten. Der eine hat den Arm verbunden, der andere den Kopf. Zwei gefangene französische Soldaten. Der Mann hinter ihnen ein bärtiger deutscher Landsturmmann, der seine Pfeife raucht. Die Gefangenen spähen, ohne den Kopf zu heben, von unten herauf die Fensterreihen ab. Ein Schrei schrillt durch die Nacht, als sollten die beiden Gefangenen, statt ins Lazarett, zum Tode geführt werden. Einige Schritte vor mir löst sich, obwohl die Straße ganz leer geschienen, eine Frau aus dem Dunkel einer Tür. Drei Frauen. Die Verkäuferinnen aus dem Ansichtskartenladen. Junge deutsche Soldaten, die mit den Mädchen gestanden hatten, um, nun, um vielleicht ein wenig Französisch zu lernen, treten mit ins Licht. Die Gesichter der Mädchen sind merkwürdig verzerrt, von den gefärbten Lippen kommt zitterndes Gerufe. „Welche Nummer? Welche Nummer?" Eine muß laufen, um die Regimentsnummer der

Gefangenen abzulesen. Sie müssen wissen, aus welcher Stadt Frankreichs die beiden stammen. Um, da sie nicht mit ihnen sprechen dürfen, doch ein Gemeinsames zu haben. Sind es vielleicht gar Soldaten ihrer eigenen Stadt? Einer Nachbarstadt? So stark wie vorher die verliebte Heiterkeit, drückt sich jetzt der Schmerz auf den zierlichen, gemalten Gesichtern aus — so stark wie bei Schauspielerinnen auf der Bühne. Keine kümmert sich mehr um die deutschen Soldaten. (Jetzt erst gefallen sie mir ganz, die Französinnen, da sie nicht nur die Männer, da sie auch ihr Vaterland lieben.)

Fenster gehen auf. Gesichter zeigen sich. Aber kein Ruf mehr. Die Gefangenen verstecken ihre Gesichter. An allen Fenstern Gesichter. Ein Erschrecken der Freude: das abgetrennte Vaterland sendet Boten, wird wesenhaft, zeigt, daß es noch ist. Ein Verstummen des Schmerzes: solche Boten! Das arme Frankreich wird dahergeführt.

Das ist die Stadt! Man sieht plötzlich in ihr aufgeschnittenes Herz. Der ferne Hufschlag, das Himmelsspiel des Scheinwerfers: alles ist Drohung des Starken geworden. Das ruhige Atmen wird als ein leises Weinen erkannt, das man, die Füße auf dem Pflaster anhaltend, geisterhaft in irgendeiner Ferne hört. Der rastlose Brunnen auf dem Markt strömt Blut aus.

Der Laden und das Mädchen

Keine Tür in der Stadt klingelt so oft. Eigentlich nur ein Bäckerladen. „Boulangerie viennoise" steht mit goldenen Buchstaben auf dem Schaufenster. Aber man ist mit den Umständen der Zeit gegangen und hat zwei runde Tische und sechs Stühle vor den Ladentisch gestellt: so ist aus dem Laden ein Kaffeehaus geworden. Ohne Namen. Ich für mich allein nenne es „Café Yvonne". Warum, wird unten gesagt. Da die Stühle immer besetzt sind, hat man auch das gute Zimmer hinter dem Laden mit Plüschstühlen und Gipsfiguren zum Gastraum gemacht.

Der Wirt hat die Nacht gebacken. Den Vormittag geschlafen.

Am Nachmittag steht er, in wenig sauberen Hemdärmeln, dick, erst halbwach, mitten im Laden, allen im Weg, spricht mit den französischen Bürgern, die im Stehen einen Schnaps trinken, kümmert sich um sein Geschäft so wenig, als ob es gar nicht da sei. Die Wirtin, so dick wie der Mann, mit ebenso schwarzen, aber tagglänzenden und eidechsenschnellen Augen, wirbelnd in Wort und Schritt, immer mehr mit der Unterhaltung als mit der Bedienung der Gäste beschäftigt. Oder besser gesagt: mit ihrer eigenen Unterhaltung. Sie muß sehen, hören. Ihre Augen, sinnlich wie die einer Zwanzigjährigen, haben sich noch nicht satt getrunken an den Bildern des neuen Lebens im Weltjahr 1915. Für sie bleibt jeder deutsche Soldat ein Wunder. Als ob unsichtbar um jeden, wie in einem Tiergarten, ein Gitter gezogen sei, starrt sie und fühlt einen und den anderen, unter sinnlichem Auflachen, am Arm an. Eine Uniform, die sie noch nicht gesehen, bringt sie ganz in Erregung. Wenn aber gar draußen, vor dem kleinen Schaufenster, der wohl gewachsene Offizier eines südamerikanischen Staates vorbeigeht, mit Reitpeitsche, Lackstiefeln und — darauf kommt es an — sehr engen weißen Hosen: dann stößt sie kleine Schreie der Entzückung aus.

Die Arbeit in den zwei Stuben hat Yvonne unter sich. Nicht die Tochter, sondern eine Angestellte. Arbeit für fünf Erwachsene, und die einzige Yvonne ist ein Kind. Wie soll ich von ihr sprechen? Man kann nur singen von ihr. Auch das wäre noch allzu roh. Man könnte ihr Wesen nur mit den gezirpten, hurtigen Silbertönen eines alten Klavizimbels andeuten. Sie ist fünfzehnjährig, aber so klein, daß sie am Tage hundertmal ihr Alter angeben muß und in ungläubige Gesichter sieht. Ist es, daß die französische Rasse manchmal doch ein wenig ermüdet scheint? Oder, weil sie ein Wesen ihrer eigenen Art ist, eigentlich nicht in diese Welt gehört, in der die Menschen ungefüge groß sind, laut auftreten und lärmend reden? Sie hat, wie eine Zwölfjährige, einen Rock, der kaum über die Knie reicht. Aber der Rock ist eng geschnitten wie bei einer Dame. Ihr Hals wächst frei aus der Schürze heraus, weiß und zierlich wie bei einem alten Porzellanfigürchen. Ihre Augen sind blau, von einer unbeschreibbaren und rührenden Sanftheit. Sie stehen ein wenig schräg wie bei einer Japanerin.

Im blonden Haar trägt sie eine schwarze Schleife, die dreimal für sie zu groß ist. Wie in meiner Heimat die Vorstadtkinder an Sonntagnachmittagen. In ihren zwei Hälften wiederholt die Schleife ernst und feierlich die Form des Mundes, der so klein ist, daß man denkt, Yvonne müsse ihre Suppe mit einem Teelöffel essen. Yvonne kann schon Deutsch sprechen: „Gutten Tak, mein Err! Auf Widdersenn! Danke serr. Bitte serr. Wetter schönn." Sie muß Deutsch sprechen. Wenn sie Französisch spricht, erheben sich Zurufe überall. Ihre Lehrmeister sind bärtige Landsturmmänner und manchmal ein noch bartloser Offizier. Und immer wieder, das ist ihr Lieblingswort: „Stimmt." Wenn ihr ein Landstürmer auf seine Rechnung von vierzig Centimes einen Zehnfrankenschein gibt, sagt sie: „Stimmt" und erregt dadurch Widerspruch, Lärm, Streit. Aber sie läuft (läuft, obwohl der Laden für einen wirklich Erwachsenen keine drei Schritte lang ist) nur zur Kasse und wechselt. Einmal hatte ihr ein Rüpel ein sehr häßliches deutsches Wort beigebracht, ohne ihr den wirklichen Sinn zu verraten. Es entstand ein allgemeiner Schrecken, als das Wort, dick und gemein wie eine Kröte, aus dem ahnungslosen und lachenden kleinen roten Mund Yvonnes sprang. Der Rüpel aber erhielt eine bayerische Ohrfeige.

Es ist nicht nur eine Yvonne, es sind zehn Yvonnes. Denn nicht eine könnte alles das tun, was sie zur gleichen Zeit und ohne Unterlaß vom Morgen bis zum Abend tut. Sie schenkt Kaffee, Schokolade, Wein, Schnaps, Mineralwasser aus. Sie bringt auf Blechplatten, so groß wie der halbe Laden, immer neu hingeschüttete Massen von Backwerk aus der Backstube herein. Sie verkauft an die ununterbrochen zu- und abströmenden Einheimischen, die das Gekaufte gleich am Ladentisch essen oder mit nach Hause nehmen, so daß Yvonne auch noch tausend Päckchen packen muß. Sie bringt Tassen, Zucker, Milch an die Tische, kommt mit der großen Kaffeekanne, schenkt ein, steckt dazwischen Zigaretten, die man ihr schenkt (für sich) und Zigarren (für ihren Vater daheim) in ihre Schürzentasche. Sie unterhält sich mit den Käufern, mit den immer neuen Gästen an den beiden Tischen und in dem Hinterzimmer zugleich, lacht dazwischen durch das Schaufenster auf die Straße hinaus, weist bettelnde Kinder fort oder

schenkt ihnen einen Drei-Centimes-Kringel, verrechnet und wechselt deutsches, französisches, belgisches Geld in einer Schnelligkeit, daß man an Betrug glauben möchte, und doch immer wieder findet, daß es wirklich „stimmt". Wenn man eine Stunde auf das Drahtgezirp ihrer Stimme gehört hat, findet man Muße, der unablässigen Bewegung ihrer Hände zuzusehen, wie sie greifen, reichen, schnüren, tragen, einschenken, abräumen. Das ist ihre anmutigste, oft wiederholte Gebärde: wenn jemand klagt, daß er immer noch keinen Kaffee in der Tasse habe, schlägt sie sich scheinbar erschreckt mit einer Hand auf den hochgehobenen Schenkel. Das ist ihr drolligstes Gesicht: wenn sie im Staunen über die ungebändigte Eßlust eines Flaumbarts, der von der Front kommt, ihren Mund zu einem kleinen, vollkommen runden Kreis aufreißt. Aber dann erst muß man sie gehen sehen. Das ist kein Gehen. Auch kein Laufen oder Springen. Sie bewegt sich unirdisch, obwohl man ihre kleinen Schuhe auf dem Steinboden als immerwährende Musik hört. Es ist wie das Schwirren einer goldenen Mücke in der Sonne draußen, der man vergebens mit dem Kopf zu folgen sucht. Ihre Knie haben unter dem engen Rock nicht Platz und versetzen dadurch beim Vorschreiten den Rock in die knatternde Bewegung eines Segels, in das unregelmäßiger Wind stößt — ein Geräusch, das bald auch zur Musik ihres Wesens beiträgt und gehört. Wenn — wie oft! — eine photographische Aufnahme von ihr gemacht wird, hat sie unter allem Zeit, einen Taschenspiegel aus ihrer unergründlichen Schürzentasche hervorzuholen, ihr Haar zu ordnen, sich in das weiße Licht ans Fenster zu stellen, zwei Sekunden still zu stehen. Unter all der Last ihrer Arbeit, die in Deutschland das Gesetz nicht zulassen würde, spielt sie noch wie ein Kind. Ein Fähnrich, fast ein Kind wie sie, versucht nach ihrer Hand zu greifen, und sie sticht mit einer Nadel nach der Hand. Sie zieht einen anderen, der ihr unversehens schnell einmal über das Haar streicheln will, derb am Bart den ganzen Ladentisch entlang. Sie spielt mit einem Dritten, einem Fliegersoldaten in schwarzer Lederjacke, wahrhaftig Nachlaufen und Verstecken zwischen den Tischen. Ob man um drei kommt oder um sechs: sie ist immer gleich frisch und von irdischer Müdigkeit nicht angerührt. Ihr Lachen und das Klingeln der Türschwelle

wirken auf die Dauer zusammen, als ob zwei Vögel in Käfigen im Zimmer hingen und sängen. Wenn draußen Regen ist, ist hier drinnen Sonne. Aber ihr Lachen kann bisweilen den hellen, schmetternden, angriffslustigen Klang einer Trompete annehmen. Dann, wenn sie auf irgendeine Bemerkung ruft: „Nicht nach Paris, nach Paris kommt ihr nicht!"

Bei aller Bewegung ein Ort der Ruhe. Wenn man um drei kommt, sitzt man um sechs noch da. Sieht in die nie dagewesenen und nie wiederkehrenden Bilder hinein, die diese kleine Stube aus dem großen Bild des Krieges 1915 ausscheidet. Offiziere steigen draußen aus dem Auto, treten ein, kaufen Schnaps, Wein, sogar Sekt zu irgendwelcher Festlichkeit. Andere Offiziere sitzen in der Hinterstube, von weiter Fahrt für fünf Minuten ausruhend, neben ihrem Fahrer, schenken ihm ein: die Kameradschaft des Krieges. Soldaten aller Art. Rheinländer begrüßen sich mit Sachsen, Berliner mit Bayern. Nur das Wort „Kamerad" ist allen gemeinsam und kehrt immer wieder. Eisenbahnbeamte aus allen Teilen Deutschlands. Die Ordonnanzen des argentinischen, schwedischen, schweizerischen Militärattachés. Bettler mit theatralisch flehender Gebärde und endlosem Wortsturz. Einheimische beleibte Bürger mit Napoleonbärten, voll Höflichkeit. Arme Frauen von den Dörfern. Eine nimmt die Holzschuhe, an denen Lehm und Stroh klebt, in die Hand und steht in blauen Strümpfen auf dem roten Ziegelboden. Zwei Kürassiere, Riesen, die allein den ganzen Raum brauchten, essen in ein paar Minuten eine Kuchenplatte leer, die für den ganzen Nachmittag bestimmt war. Zwischen ihnen drängen sich, in Schultertüchern, ohne Hüte, schmale französische Mädchen an den Ladentisch, essen ihr einziges Stück Kuchen mit spitzen Fingern, verstehen die deutschen Komplimente doch, unter Erröten und Lachen, schreien auf unter einem gutgemeinten Griff der Riesenhände, möchten sich, wie scheue, bange Vögel in solche starken Arme werfen, sie, die ohne Männer sind. An jedem Tisch sitzen Deutsche und Franzosen zusammen, grüßen sich, versuchen eine Unterhaltung. Wer denkt an Feind? Menschen sind in einer Stube beisammen.

Und in Menschlichkeiten sieht man hinein. Ein Landsturmmann feiert mit einem Glase Wein die Geburt eines Sohnes daheim.

Andere lesen und schreiben Briefe: man sieht ihnen am überglänzten Mienenwechsel des Gesichts beinahe ab, was sie lesen und schreiben. Bayern erzählen, wie ihr Begleiter, der selber stumm bleibt, zum Eisernen Kreuz erster Klasse gekommen ist, das er unten an der Brust trägt. Viele stoßen mit dem Tapferen an, die Wirtin betrachtet das Kreuz, Yvonne das Gesicht. Zwei Reiter sind von der Front gekommen, um ihren Offizier mitzubegraben: dem einen treten die Tränen wieder in die Augen. Ein junger Bursche, Jäger, kommt mit einem alten Weiblein und ihrer Tochter, setzt beiden Kaffee und Kuchen vor: man erfährt, daß es in Wahrheit sein Wille ist, das Mädchen nach dem Krieg zu heiraten und mit nach Deutschland zu nehmen. Er unterhält sich mit seiner Braut mit der Hilfe eines enggedruckten Sprachführers. Sie zeigt auf Tasse, Teller, Tisch, fragt, wie alles das auf deutsch heißt, versucht unter Lachen, aber mit Eifer, das Nachsprechen. Unter dem Tisch haben sie die Hände zusammen und verstehen sich da besser. Draußen drücken bettelnde Kinder, die Mädchen in Kapuzen, die Jungen in langen schwarzen Schürzen, ihre Nasen an die Scheibe. Die deutschen Soldaten rufen sie hinein, lassen sie sich Kuchen aussuchen. Jetzt hört der klingelnde und trappelnde Zustrom für eine Stunde nicht mehr auf.

Noch am Abend, als die Häuserseite gegenüber von der letzten Sonne überleuchtet steht, kommen zwei Landsturmleute von der Mosel. Sind vom Heimaturlaub zurückgekehrt, haben ihr Bataillon nicht mehr vorgefunden, müssen suchend weiter die Front entlang. In den hellen Augen über den grauen Bärten Abenteuerlust, die alte deutsche Freude an der Fremde.

Zuletzt treten zwei Halbweltdamen ein. Als kämen sie geradenwegs aus Paris. Trippelnd, in Federn und Seide. Die Mäntel eng über die Brust gezogen, als ob sie frören oder als ob ihre Körper etwas ganz besonders Behütenswertes seien. Die Begleiter in Kappen, ohne Kragen, mit Halstüchern, wie von der Ackerstraße. Die Damen kaufen sich und den Burschen, die sich doch ein wenig in eine Ecke drücken, Süßigkeiten, die sie im Stehen zu sich nehmen. Als sie fort sind, sagt Yvonne, aus großen Augen nachsehend, Yvonne, das Kind, verstehend wie eine Alte, das schönste Wort des Tages: „Arme Mädchen!"

Eine Stube nur, unsauber, mit Tellergeklirr und Stimmendurcheinander. Aber doch eine Stätte, Sinnbild, Triumph des Menschlichen im Kriege. Eine Insel, ein Tempel. Über allem Wechselnden: Yvonne. Yvonne, die die Feinde mit Heiterkeit, Trank, Nahrung erquickt. Aus der sagenhaften Zeit, da Friede war, in der Welt des Jahres 1915 zurückgeblieben. Gewähr und Vorbote, daß auch am großen Tisch der Welt die Menschen wieder beisammensitzen werden.

In Belgien

Fahrt an der belgischen Küste

Zwischen Knocke und dem holländischen Kadzand liegt eine Landschaft von einer Trauer, wie nicht viele auf dieser Erde. Eine Trauer, die aus der Natur und dem Wissen um menschliche Vergangenheit gleicherweise hochsteigt. Man erkennt deutlich die trichterartig auseinanderstrebenden Ufer einer Flußmündung. Aber kein lebendiges Wasser glänzt und rollt mehr. Sondern das Meer hat Sand und Sand hingeschüttet, bis jetzt zwischen Hügel und Hügel eine Wüste liegt, die auf die Hügel hinaufgeklettert ist und erst, weit ins Land hinein, ein paar ärmliche Ginsterbüsche hochkommen läßt. In der Ferne mag man eine Schafherde — nicht weiden, sondern langsam vorbeiziehen sehen, zu besserem Boden hin. Hier, wo jetzt Land ist, schwammen früher mit leuchtenden Segeln die Schiffe aus siebzehn Königreichen und trugen Reichtum selbst aus Indien her. Die schwarzäugigen venezianischen Hochzeitspaare standen in der Spitze ihrer goldenen Prunkschiffe und sahen nach den Türmen von Brügge aus. Unter diesen Türmen gleißte das bewegte Leben in einem solchen Glanz, daß die weißhalsige Johanna von Navarra, als sie mit ihrem Gatten, dem König Philipp dem Schönen von Frankreich, im Jahre 1302 in Brügge einfuhr, nicht ohne Mißmut sagte: „Ich glaubte allein Königin zu sein, hier aber sehe ich hundert Frauen gleich mir." Heute ist Brügge eine kleine, enge, schmutzige Stadt und seine Flußmündung Sand: ein Grab, das auch in diesen Tagen, da die Gräber aufwachsen im Wald und auf dem Acker, seine Gewalt behält. Als, während wir stehen und in die gelbe Wüste hinuntersehen, eine unermeßliche Lichtfülle aus Wolken und Meer zugleich bricht, als Blau und Sonne plötzlich über dem Sand stehen, wird das Bild nicht heller, sondern noch schwermutvoller.

Wie lebensvoll dagegen das Treiben des Krieges, in das wir nun, südwärts gewandt, mit dem Auto hineinlärmen! Gleich

hinter der holländischen Grenze beginnen die Sanddünen sich auszubreiten. Eine Stunde ins Land hinein, wie eine kahle, weiß vergletscherte Hochgebirgslandschaft. Erst als ein Matrose auf einer Düne in diesem Augenblick auftaucht und mit der Größe seines Körpers einen Maßstab gibt, verschwindet die Täuschung: die Gebirge sind Haufen von sechs bis zwanzig Meter Höhe geworden. Hier ist immer Krieg, auch ohne die Menschen. Das Meer will mit seinem Sand immer tiefer ins Land. Aber die Erde wehrt sich, voll Trotz, benutzt den Sand, um eine Mauer daraus zu bauen. (Es ist wie der Kampf zweier großer Urwesen, die Willen und Einsicht haben — was wissen wir davon?) Wir Deutsche nun haben diese Naturmauer wieder benutzt, um eine einzige, gewaltige Festungsmauer nach unserer Art daraus zu machen. Über das, was in kurzer Zeit hier an menschlicher Arbeit geleistet ist, kann nichts Näheres gesagt werden. Nur das eine: hier durchzudringen, scheint für keinen Feind mehr möglich. Zumal, da hinter allem Mechanischen, Hingestellten noch unsere ausschauenden, stählernen, kampfverlangenden deutschen Seeleute stehen.

Unser Auto fährt hinter dieser Mauer her. Wir sehen in ein ganz seltsames Leben. Kleine Märchenstädte stehen da im Sand, rote, blaue, weiße Holzhäuschen: Badekarren aus dem Sommer. Manchmal hängt ein Strick von Häuschen zu Häuschen, Wäsche flattert wie Fahnen daran. Noch seltsamer sind die schwarzen Höhleneingänge, die sich überall auftun. Hier und da tritt gerade ein blauer Seemann heraus. Manchmal aber geht einer auf einen Sandberg zu, an dem kein Eingang zu sehen ist. Als habe er das alte Zauberwort „Sesam, öffne dich!" gesprochen, ist er gleichwohl plötzlich im Berg verschwunden. Oder auch, wenn man auf eine schräg ansteigende Sandfläche hinsieht — fast geblendet von dem starken Gelb —, entwächst einer plötzlich dem Berg, steht einen Augenblick und geht seinen Weg weiter. Tausend Wege, die sich überall schneiden, sind im Sandgebirge entstanden — so, wie wenn ein Kind wahllos ein Papier mit Strichen durchzieht. Es ist auffallend, wie die Menschen, die von diesem Gebiet Besitz ergriffen haben, zu derselben Wohn- und Bewegungsart gekommen sind, wie die Tausende wilder Kaninchen, die

sonst allein hier hausen: überall neben den großen Höhlen und Wegen die kleinen, dasselbe plötzliche Sichtbarwerden und Verschwinden, dasselbe anscheinend zwecklose Durcheinandergehen.

Hier und da steht auch hinter den Dünen ein einzelnes Haus. Die Einwohner, die zurückgeblieben sind und die Gefahr der Soldaten teilen, stehen scheu an den Wänden, als fürchteten sie jeden Augenblick eine Granate, oder als sei durch vorhergegangene Beschießung dies schon eine Lebensgewohnheit von ihnen geworden. Nur die Kinder, die Niederdrückendes nicht lange ertragen, spielen auch hier schon unbekümmert und sieghaft. Sie werden sich später nicht an den Krieg um sie her, sondern nur an ihre Spiele erinnern.

Einmal zieht ein Trupp von Seeleuten an unserem Wagen vorbei, die Schaufeln über den Schultern tragen. Spielleute mit Trommeln und Pfeifen schreiten ihnen voran: in Sonne und Wind ein wunderbar heiteres Bild, obwohl harte Arbeit hinter den jungen Menschen liegen mag. Der Trupp zieht an zerschossenen und ganz ausgebrannten Fabriken vorbei. Die verglühten Eisenträger liegen über dem zertrümmerten Steinwerk hin, hoch aufgebäumt und gewunden wie Schlangen.

Wir erreichen die großen Seebadeorte. Hier sind auch sonst im Winter die Fenster mit Brettern verschlagen. Jetzt aber sehen aus manchen Fenstern der oft schloßartigen großen Häuser Matrosen heraus. Die Hauseigentümer und die beschäftigungslosen Fischer stehen in Gruppen auf den Straßen, immer da, wo sie einen Blick auf das Meer haben.

Wir fahren auf den gepflasterten Damm hinaus, der sonst für Fuhrzeug verboten ist, und den wir bis zum Ende der Fahrt nicht mehr verlassen. Es ist Flut, das Wasser steht fast bis an die Steinwand des Dammes heran. Es steht wirklich: kaum eine fingerbreite weiße Welle spült aus dem weiten, unbewegten Grau heraus. Aber weiter draußen hat das Wasser, unabhängig vom Himmel, sein Licht in sich und glänzt das wieder stumpfe Gewölk an. Wo das aufschießende, schreiende Vogelvolk von sonst, das in der Sonne oder selbst durch Grau und Nebel leuchtete? Hin und wieder eine Möwe, einmal nur zwei kleine, dunkle, hüpfende Strandläufer. Über einer breiteren

Sandfläche schwebt etwas Helles in der Luft. Wir vermuten etwas militärisch ganz Überraschendes. Aber es ist nur ein papierner Winddrachen, den zwei Matrosen, eifrig wie Kinder und gegen den Wind laufend, am Strick halten.

In Ostende das tägliche Leben der Einwohner wie sonst. Auf und zu klingelnde Ladentüren. Hinter den Fensterscheiben der Lokale speisende Offiziere.

Wir fahren am kleinen Schloß König Leopolds vorbei, das fast ärmlich und aus einer bescheideneren Zeit zwischen den neuen, riesenhaften Bauten steht. Bald verwehren uns ein Drahtseil und ein Posten die Weiterfahrt. Der Posten steht unweit von einem Erdloch, das am Tage vorher eine Granate ins Pflaster gerissen hat.

Wir sehen über die Häuser von Westende weg nach dem hölzernen Pier von Nieuport hinüber. Ohne daß im Grau über der See ein englisches Schiff zu sehen ist, sehen wir den Rauch der fern, aus der Leere heraus, einschlagenden Granaten hochwolken und hören lange dem eisernen Schlagen und Rollen zu.

Ein Flieger über der Mole

Das Auto trägt uns so schnell unter dem schiefgiebeligen Ostender Tor hindurch aus dem engen Brügge hinaus, daß schon nach wenigen Minuten die Dünenkette als ein dunkelblau hinter dem braunen Sand hingezogener und sehr gezackter Strich zu erkennen ist. Die Bäume neben der Straße stehen bald alle schräg, vom Meer abgekehrt, die Häuser niedrig an die Erde hingekehrt: die Herrschaft des Seewindes zeigt sich. Bald steht da kein Baum und kein Haus mehr, die ich nicht wiedererkenne — aus der Zeit her, da ich hier einen Winter lang, vorm Lärm der Welt versteckt, mit meinem Hund einherwanderte. Täglich tauschte ich Meer mit Land, jede Welle, jeder Baum, jedes Haus ward in dieser großen Leere zum Ereignis. Damals, vor etwa zehn Jahren, war die Hafenmole noch mit dünn in den Himmel gezeichneten Gerüsten und durcheinander bewegten bauenden Menschen ganz bedeckt.

Man konnte noch nicht auf sie hinausgehen und mußte von den Sanddünen des Ufers zu dem fernen Leuchtturm verlangend hinsehen. Damals begannen schon die Brügger aus ihrer Verschlafenheit aufzuleben, von der Hoffnung auf neuen Handel und Reichtum durchwärmt. Schon damals war der gewaltig hinausgemauerte Hafendamm und die lautlose und arme Stadt ein Bild von lächerlichem Gegensatz. Ich erinnere mich, wie — kaum daß die Mole fertiggestellt war — Schiffe in den neuen Hafen geschleppt wurden, die nun regelmäßig nach Hull in England und zurück dampfen sollten. Aber die Schiffe blieben leer. Schon nach drei Jahren las ich, daß sie für immer aus dem Hafen genommen wurden. Seitdem lag der Hafen tot vor seiner toten Stadt.

Aber dazu bestimmt, einmal zu leben. Es schien schon damals kaum glaubhaft, daß man wirklich diesen riesenhaften Hafen nur für Brügge baue. Heute ist wohl kein Zweifel mehr daran, daß er gebaut war, um einmal die Massen englischer Truppen aufzunehmen. Nun hat es zupackende deutsche Raschheit so gefügt, daß er für uns gebaut ist.

In der Tat einer der größten und planvollsten Häfen der Welt — unser Kapitänleutnant spricht immer wieder seine Bewunderung aus. Zweitausendvierhundert Meter streckt sich die weiße Mauer ins Meer hinaus, so daß man also eine halbe Stunde nötig hat, bis man unter dem Leuchtturm steht, das freie Wasser vor sich und die Häuser am Sandufer klein und farblos weit hinter sich. So breit ist die Fahrbahn, daß neben den Bahngeleisen unser Auto mit einigen anderen gut eine Wettfahrt veranstalten könnte. Draußen, schon in weiter Entfernung vom Land, wird der Damm so breit wie der Marktplatz einer großen Stadt. Viele Geleise durchschneiden das Pflaster.

Der Leuchtturm — wie oft hatte ich, vom Land aus, im Sturm die weißen Wellen bis zu seiner Kuppel hinaufschlagen sehen! — steht tot da. Draußen im Wasser liegt noch — unbemannt und wie vergessen — das belgische Feuerschiff „Wielingen", das ich früher oft hinter den gebirgigen Wellen ganz verschwinden und plötzlich wie an anderer Stelle — obwohl es verankert hing und nur die Wellen sich fortbewegten — wieder hervortauchen sah. Das Meer selber ruhig, fast ohne Atem. Aber in Sonne. Blau,

braun, grün gefleckt, fest und blendend wie ein einziger gewölbter Panzer. Außer dem Feuerschiff kein weißes Segel, kein hochsteigender oder endlos lang liegender Rauch, nicht einmal der Punkt eines Fischerbootes. Diese Öde eines sonst mit soviel menschlichem Treiben gefüllten Meeres bringt schnell und unheimlich in die Erinnerung zurück, daß Krieg ist. Der Krieg von heute leert wie das Land so die See. In der Erde und unter dem Wasser lauert die Vernichtung. Nur noch Erwartung ist da. Auf das Wasser hinausschauend, wird mir auch klar, warum das Gefühl der Meergröße, das sonst mit dem ersten Blick in die Weite immer da ist, heute ausbleibt: die Gedanken gehen hier, an diesem Molenende allzusehr nach England hin, so daß das Bild der Insel drüben allzu deutlich vor dem inneren Auge steht und das sonst anscheinend unendliche Meer in einen begrenzten See gewandelt wird. Aber von einer Größe anderer Art ist dieser steinige abgerundete Molenkopf umatmet! Ich hatte vor wenigen Wochen in dem Winkel der Schützengräben vor Soissons gestanden, der am weitesten gegen Paris hin vorstößt. Hier steh ich auf dem Stück gemauerter Erde, das sich am weitesten gegen England hinausreckt. Das Gefühl der Brust ist um soviel erregter und ahnender, als unser Kampf gegen England kühner und gefährlicher ist als der gegen Frankreich. (Die Franzosen in dem deutschen Nordfrankreich hören das nicht gerne und machen sonderbar traurig verletzte Gesichter, wenn man ihnen sagt, daß sie in die zweite Reihe unserer Feinde gerückt sind.)

Die deutschen Seeleute auf der Mole hier sind ein Volk für sich. Sie leben hier wie auf einer Insel, weit vom Ufer. Der freie Himmel, die Weite des Wassers gibt ihren Gliedern Leichtigkeit. Was sie tun, scheint zum Spiel zu werden. Diese blutjungen Menschen in den blauen Jacken, mit den blau bebänderten Mützen, gehen nicht ruhig einher wie die Menschen drüben auf dem Lande. Wer einen Auftrag hat, benutzt jeden im Weg liegenden Balken, um darüber zu springen, jeden nicht zu schweren Gegenstand, um ihn in Luft zu werfen und aufzufangen. Haben zwei einen gemeinsamen Weg, so laufen sie dabei einander nach, haschen sich. Dazu die von der strömenden Salzluft hell angewitterten Gesichter, der stark leuchtende, gerade Blick aus den wundervoll blauen

Augen. Die Bärte sind nicht breit und wild wie bei den Soldaten der Schützengräben, sondern spitz und mit sorgfältigem Eifer zugeschnitten. Der Gruß der Posten: weniger militärisch als der Gruß der Landtruppen, freier, aber ganz mit Leben gefüllt. Man denkt dabei nicht mehr an Exerzierplatz. Der Gruß scheint zeigen zu wollen, daß der ganze Körper, der plötzlich diese bis zu den Zehenspitzen gestraffte Haltung annimmt, jederzeit bereit und fähig ist, einen entgegengerufenen Befehl mit allen Muskeln, Nerven, Sinnen auszuführen. Die freiwillige Unterordnung unter einen großen Zweck drückt sich darin aus, ein völliges Vertrauen zu dem begrüßten Offizier, ein Wissen, daß der Offizier unbedingt im Kampf vorangeht, nicht bevorzugt, sondern gefährdeter ist.

Wie unerwartet ein solcher Ruf zum Bereitsein aufschwirren kann, erlebe ich schnell. Das Telephon meldet einen Flieger von Osten. Der laute Ruf „Flieger", von vielen Stimmen aufgenommen, schallt über die Mole. Die Alarmkanone schießt eine Rakete ab, die, obwohl es noch heller Tag ist, in vielfach geteilten, leuchtenden Bogen ins Meer niederfällt. Jeder wirft ab, was er in Händen trägt. Aus allen Türen der Schuppen und Eisenbahnwagen springen junge blaue Burschen. Alle Posten sind so schnell bestellt, als ob die Männer aus der Erde aufgesprungen seien.

Der feindliche Flieger ist schon ohne Glas zu sehen. Noch ein schwarzes Etwas, nicht größer als eine Krähe, die aber bald zum Riesenvogel wird. Aber da rollen auch schon vom Land her schnelle Geschützschläge. Jetzt ein Bild, für immer unvergeßlich. Breite braune Wolken (die von belgischer Munition herrühren), darüber unvergleichlich liebliche weiße Wölkchen (von deutschen Schrapnellen) von einer Art, wie die Natur selber niemals welche bildet. Die Form findet man etwa dann, wenn bei durchbrechender Sonne die letzten Nebelkränze sich um die Felszacken eines Alpenberges hängen, die Sanftheit der Farbe ein wenig in der Erinnerung an Sommerwolken über Pisa. Zwischen dem gerundeten Gewölk der schwebende Flieger. Das alles von der tiefstehenden Sonne mit goldener Verklärung angestrahlt. Ein Bild voll überirdischen Friedens. Endlich gibt nicht die Natur, sondern mensch-

liche Kunst einen Vergleich: die Rubenssche Madonna, die von nackten Putten umschwebt ist.

Der Flieger spürt von dieser himmlischen Heiterkeit um sich nichts. Während auf der Mole alle stehen, wie aus Stein mitgemauert, jede Hand an ihrem Griff, jedes Aug am Himmel; während nur ein so merkwürdiges Wesen wie ein Kriegsberichterstatter, der, obwohl voll Drangs mitanzufassen, untätig und einsam stehn und schauen muß, ein schnelles Bild in sich hochsteigen sieht von einer feurigen Bombe, die wahllos unter uns Lebendige niedertreffen wird: wendet sich der Flieger, von den Schrapnellen getroffen oder in Furcht davor, flüchtet aus dem Kreis der seligen Wolken, gegen die tiefe, große Sonne, löst sich ganz in Glanz auf.

Alle treten weg von ihren Posten. Die Hammerschläge der Arbeit und die raschen Schritte des Spiels erklingen wieder.

Vom Meer kehren Wasserflugzeuge zurück, von den scharfen Augen des Wachtoffiziers schon als die unsern erkannt, wenn meine Augen erst schwarze Punkte sehen. Große Vögel, senken sich die Flugzeuge steil und schnell auf das Wasser nieder, setzen sich genau neben das Boot auf, neben das sie wollen, so zart, daß kaum ein paar Wasserkreise von ihnen auszittern. Eins hebt die Flügel und fliegt wieder aufs Meer zurück. Wann habe ich dieses Bild der kommenden und gehenden großen Schwäne schon einmal geträumt?

Das Auto trägt uns ans Land zurück. Häuser und Bäume brennen in letzter Sonne. Aber stärker brennt noch in der Nacht das Bild von draußen in mir, Sehnsucht gebend — während unten vorm Hotelfenster das Glockenspiel von Brügge und der Tritt der deutschen Wachtposten seltsam zusammenklingen.

Mein erstes Quartier in Flandern

Von Lille nordwärts im D-Zug. Eine Stunde lang wie durch einen einzigen hell erleuchteten Bahnhof. Überall die Hammerschläge neuer deutscher Arbeit. Auf den Bahnsteigen Truppen, die aufs Verladen warten. An uns vorbei Züge, mit Truppen

vollgeladen. Hinter den Fenstern im Lichtschein schlafende und träumende Gesichter, ein Landwehrmann lehnt aus dem Fenster und sieht in den Sternenhimmel hinauf. Aus vielen Wagen klingen Lieder heraus, die das taktmäßige Schlagen der Zugräder zerreißt und schnell ganz überlärmt.

Vom Bahnhof in die kleine Stadt, nahe hinter der Stelle der Front, wo Deutsche und Engländer am unerbittlichsten um jeden Graben und jedes Haus ringen. Selbst jetzt, um zehn Uhr in der Nacht, schlagen die Geschütze ohne Unterbrechung.

Der Weg führt, wie in allen flandrischen Ortschaften, durch rund gebogene Straßen: die Straßen mögen wegen des unablässigen Windes vom Meer her so gezogen sein, aber es entsteht dadurch eine seltene kurzweilige Anmut jedes Weges zwischen den Häusern her. Zwischen den neuen, häßlichen, viereckigen und hohen Häusern stehen noch genug niedere und spitze Giebeldächer, die ich als alte Freunde grüße. Und der Seewind ist trotz der gebogenen Straße rein und leicht genug zu spüren, daß ich ihn tief, wie von allem Erdenstaub befreit, einatme.

Von Zeit zu Zeit steht unter den Häusern eins, das von einer englischen Fliegerbombe getroffen ist und ganz zerrissene Wände hat. Von einem langen Dach sind die Schindeln durch den Luftdruck abgetragen, die Sparren stehen nackt und weiß, ganz unversehrt. Eine Stelle im Pflaster ist mit neuen Steinen bedeckt. Hier hat eine Bombe ein wagengroßes Loch gerissen. Rundherum an den Hauswänden, über den ganzen Platz weg, sind die mauertiefen Löcher zu sehen, die die Sprengstücke geschlagen haben. Zum Glück ist der schöne, zackige Belfroi, der mitten auf dem Platz, entfernt von allen Häusern, im Laternenlicht steht, ungetroffen geblieben.

Mein Quartier ist, wie ich höre, im Hause des Schwiegervaters eines belgischen Ministers. Die Herrschaft ist geflüchtet, nur zwei Dienstmägde sind zurückgeblieben. Ein Wachtmeister der Feldgendarmerie, ein schwarzäugiger, schnauzbärtiger Württemberger, der auch im Hause unten wohnt, bringt mich, wie der Hausvater selber, mit Kerze und einer Kanne warmen Wassers in mein Zimmer hinauf.

Das Zimmer ist durch die Flüchtlinge von allem Wertvollen,

was auf den Kommoden gestanden oder an den Wänden gehangen hat, entleert worden. Zudem hat es zwei Betten, ein Umstand, den ich hasse, wenn ich allein bin. Mir scheint in solchen Fällen das leere Bett sich selbst einen Menschen zu bilden, der dann als ein geisterhaftes, unsichtbares Wesen gleichwohl irgendwie auf mich einwirkt, so daß ich dann des Nachts aufstehen und das leere Bett anleuchten muß. Ich höre Stimmen von unten und begebe mich noch, für eine Stunde, hinunter.

Es ist die Küche, zu der ich die Tür öffne. Ein altes Mütterchen sitzt da im hohen Lehnstuhl, eine junge Magd auf der anderen Seite des Ofens auf einem Küchenstuhl ohne Lehne, neben der Alten der Wachtmeister, auch auf einem Lehnstuhl, ohne Rock, die braune Wollweste aufgeknöpft, die Pfeife im Munde — ganz, wie er sonst zu Hause in Württemberg um diese Stunde sitzen würde.

Das Mütterchen trägt auf dem ganz weißen Haar das lächerliche schwarze Kapotthütchen, das auch einmal in Deutschland Mode war, das aber die Fläminnen jetzt noch tragen (wie man sieht, in diesem Falle sogar des Nachts um elf Uhr im Zimmer) und das die Holländerinnen sogar, um die Lächerlichkeit voll zu machen, noch über ihrer schönen, weißen Spitzenhaube aufgesetzt tragen.

Der Wachtmeister rückt mir einen Stuhl zurecht und erzählt mir kurz, was ihm von den Personen im Zimmer wissenswert scheint.

Aber ich weiß, wie gut für einen Niederrheinländer mit Flämen zu sprechen ist. Darum frage ich selbst das Mütterchen — um so einfache Dinge, wie sie in dieser Küche geboten sind; aber hier, unter dem nahen Geschützrollen, erhält ja das einfachste Wort eine besondere Bedeutung.

„Wie alt seid Uehr?“

„74.“

„Wie heescht Uehr?“

„Rosalia.“

„Wie lang seid Uehr hee im Huus im Deenst?“

„Sit dem Johr 1855.“

Ich taumele ein wenig in der Stirn: 1855! Aus dieser Zahl

atmet auch dieselbe vorväterliche Ruhe an wie draußen aus der Landschaft mit den unbegrenzten Wiesen, den ewigen Bäumen, den gleichmäßig unhastigen Windmühlen.

Zur jungen Magd, mit Zähnen so weiß und stark wie die Zähne eines flämischen Ackerpferdes, und einem Haar, so gelb wie reifes flämisches Korn:

„Wie heesch du?"

„Germaine."

„Wat? Dat is jo ne frensche Nom. Wie heesch du op vlaamsch?

Sie scheint sich ihres Welschtums zu schämen, wird rot und sagt mit Abwehr und Stolz:

„Germania."

Das scheint mir denn doch ein merkwürdig zufälliges Sinnbild dafür, wie deutsch dieses Volk nahe der französischen Grenze geblieben ist und eine Vorbedeutung dafür, wie leicht wir es für uns zurückgewinnen können. Wir sprechen ja wie Deutsche zusammen, ich verstehe die Sprache dieser Leute sogar besser als die Sprache der oberbayrischen Dörfler, unter denen ich nun seit Jahren hause. Wir müssen diese Brüder und Schwestern zurückgewinnen, die sich in der Welt verloren haben. Nicht auf Enge und Abgeschlossenheit der Völker an sich kommt es an. Aber auch ein ungestalteter Völkerbrei, in dem alles Rassige untergetaucht ist, kann nicht zum Fortschritt der Menschheit bestimmt sein. Die verwaschenen Grenzvölker, die von beiden Seiten annehmen, haben keinem der Völker je Gutes gegeben. Jeder wird die Wurzeln im Erdboden seiner Rasse halten und von oben nach den andern hinsehen.

„Wie alt, Germania?"

„23."

„Hås du noch keenen Schatz?"

„Nå."

„Hås du då Wachtmeester jåån?" Sie schweigt. Der Wachtmeister errötet wie ein kleines Mädchen, streicht sich, um das zu verbergen und dennoch geschmeichelt, den dicken Schnauzbart, der so braun ist wie seine Weste, nimmt die Pfeife aus dem Mund und sagt: „Ich bin ja verheiratet." Er läßt aber durchhören,

daß ihm das trotzdem kein Hindernis scheine für ein wenig Verliebtheit hier draußen.

Aber Germania ist von der berühmten mittelalterlich-flämischen Offenheit. „Nein, der ist mir zu alt."

Der Wachtmeister lacht mit, rächt sich aber dadurch, daß er angibt: Germania habe sich in einen Schottländer versehen.

Sie lacht und gibt an, alle Schottländer gern zu haben.

„Warum gerade die Schottländer?"

„Wegen der nackten Knie," sagt der Wachtmeister.

„Wäjen de blooten Beinchens," lacht Germania zu gleicher Zeit, fast schreiend, hebt unbekümmert ihren Rock ein wenig auf und zeigt mir an ihren bestrumpften Knien, was sie meint. Dabei bemerke ich, daß sie — wie bezeichnend für ihr verirrtes Volkstum! — an den sehr derben Füßen zierliche, leichtsinnige Pariser Halbschuhe, lackiert, bebändert und ausgeschnitten, trägt.

Dann erzählt Germaine (ich nenne sie Germaine, obwohl das nur zu ihren Schuhen paßt — aber Germania stört, so oft gebraucht, denn doch durch seine nationale Feierlichkeit), daß hier in diesem Hause zweihundert englische Soldaten geschlafen hätten, auf Stroh, einer dicht neben dem andern, durch alle Zimmer durch, über alle Flure hin.

„Wie lange waren die Engländer hier?"

„Nur eine Nacht. Dann sind sie weggeloopen." Sie schlägt schnell und mehrmals nacheinander mit den Händen wechselnd auf den Tisch, um das trappelnde Geräusch der weglaufenden Schritte auf dem Pflaster nachzumachen. Sie lacht dabei, trotz der nackten Knie der Schottländer, übermütig und voll Spott.

„Sind die Engländer brav gewesen? Haben sie nichts kaputt gemacht?"

„Keine Zeit. Weggeloopen!" lacht sie lauter und schlug wieder auf den Tisch. Ich sehe, sie ist ganz für das Deutschtum gewonnen. Die jungen deutschen Soldaten, die nach den Engländern ins Städtchen eingerückt sind, haben es ihr wohl mehr angetan als der schon grauwerdende Wachtmeister.

Rosalia, das Mütterchen, spricht nicht. Aber sie bewegt die Lippen mit, und ihre hellen, flinken Augen zeigen, daß sie noch sehr lebendig an dem Stück Gegenwart um sie teilnimmt. Sie holt Wein,

schenkt ein, stößt mit an. Dabei ergibt sich, daß ich seit Vormittag nichts mehr gegessen habe. Ich bitte um ein Butterbrot. Rosalia, trotz meiner Widerrede, macht Feuer, brät Fleisch, kocht Kaffee — Rosalie, das Mütterchen von 74, nicht Germaine, die Junge von 23. Selten hat mir ein Abendbrot so gut gemundet. Mir ist, als ob es von meiner eigenen Mutter zubereitet sei.

Nach dem Essen biete ich der Jungen eine Zigarette an. Sie nimmt sie, die erste in ihrem Leben. Ich sehe unwillkürlich nach Rosalia hin und wahrhaftig: auch Rosalia nimmt die erste Zigarette ihres Lebens und raucht, neugierig, trotz der ein wenig zittrigen Hände, sehr geschickt und ganz ohne üble Folgen.

Die Küchenuhr aus Porzellan, geformt wie ein aufrecht stehender Teller, zeigt zwölf Uhr. Aber das ist noch die in den Häusern trotzig festgehaltene belgische Zeit. Nach deutscher Zeit, nach der alle Uhren draußen auf der Straße längst gestellt sind, ist es ein Uhr.

Ich stehe auf, gebe dem Mütterchen (ich sage Mütterchen, obwohl sie, ich nehme an, ihr Leben hindurch Jungfrau geblieben ist), die Hand und sage: Gute Nacht. Wir wünschen uns alle, gut zu schlafen, und sehen uns dabei plötzlich in verwunderte und erkennende Augen: wir sind ja Feinde: draußen, ein paar Häuser weiter, starren zerschossene Dächer, eine kleine Autostunde weiter liegen Engländer und Deutsche in Gräben sich gegenüber, und unter Blut und Tod geschieht Weltänderung, hunderttausend Belgier sind geflüchtet, unsere Brüder töten einander: das Mütterchen legt gleichwohl ihre beiden zitternden welken Hände auf meine Hand, zündet eine Kerze an, die sie mir übergibt, und leuchtet mir zudem noch mit ihrer Lampe die Holztreppe hinauf.

Oben stecke ich den Kopf zum Fenster hinaus, atme den köstlichen Seewind und denke, während eine Reiterpatrouille mit aufrechten Lanzen unten im Laternenschein vorüberreitet, an das England, das hinter dem Wasser liegt, und das wir niederringen müssen, und denke an dieses edle, flämische Brudervolk, das sich von uns verlaufen hat, und das wir, als ein Stück unseres Herzens, irgendwie wieder an unseren starken, deutschen Blutstrom anschließen müssen.

Im kriegerischen Brügge

Unser Auto ist in Antwerpen erbeutet. Die beiden Fahrer sind Berliner Jungen in neuen Pelzmänteln und sehr verwitterten Soldatenmützen. Der eine hält das Lenkrad in beweglichen und unbeirrbaren Händen, der andere bläst aus seinem Horn vieltönige Signale in den grauen Morgen hinein, daß die Töne wie Sonne blitzen. Die verwegenen Kerle lassen den ganz neuen Wagen in einem Zeitmaß von über hundert Kilometern jagen, so daß Sturm um einen ist, obwohl die Bäume an der Straße unbewegt stehen. So fahren wir durch das Genter Tor in das tote Brügge ein, als ein Stück freudigsten Lebens.

Da sind die niederen, spitzen Giebel, die Weiblein hinter den Fensterscheiben, die Kinder in langen, schwarzen Kragenmänteln mit Kapuzen. Da ist der erste Kanal mit der Spiegelung der Dächer, daß die Stadt oben, die vorher ein Märchen scheint, vor der märchenhafteren Stadt im Wasser ihr Rätsel verliert und wirklich wird. Früher ging ich oft in diese Welt ein, allein mit meinem Hund, und kam mir so verzaubert vor wie die Menschen um mich. Heute schreit es aus jedem Trompetensignal meines unverzagten Berliners: Krieg!

Die ersten Marinesoldaten, und bald immer mehr, einzeln, in Trupps, zu Fuß, auf Motorrädern, in Autos, die dem unseren nach- oder entgegenjagen. Wo ist das tote Brügge? Nie habe ich eine lebendigere Stadt gesehen. Auf dem Marktplatz der alte Belfried, der Turm der Herrlichkeit. Oft habe ich, als einziger, im Gasthaus gegenüber hinter den Glasscheiben gesessen und zugesehen, wie oben der weiße Stein noch in der Sonne brannte, während der Platz unten und alle Häuser und Menschen darin schon vom Schatten des Abends umfangen waren. Jetzt stehen unter dem Turm Auto an Auto, wartend, immer neue kommen trompetend hinzu, andere lösen sich lärmend und verschwinden wie ein Spuk in den engen Seitengassen. Man könnte nicht bis zehn zählen, ohne daß die Reihe sich nicht schon wieder verändert hätte. So kommt einem schnell zu Bewußtsein, daß die Küste und damit die große Front gegen England nur eine Viertelstunde mit dem Auto entfernt ist. Zwischen den Autos glänzt ein

neuerbauter deutscher Zeitungskiosk, von Seesoldaten dicht umstanden. Auf dem Turm die deutsche Fahne. Hoch über ihr ein kreisender deutscher Flieger.

Ich melde mich auf der Kommandantur, mit vielen gleichzeitig die breite Wendeltreppe hinaufgehend, und erbitte mir mein Quartier in meinem alten Gasthof. Es erscheint mir dabei sonderbar, Seeleute als Schreiber amtieren zu sehen: das paßt wenig zu diesen frischen, sauberen, hellblickenden Jungen.

Ich ziehe in mein altes Zimmer ein, gerade gegenüber dem Belfried. Kaum, daß ich mich aus dem Fenster lehne, beginnt vom Turm das Glockenspiel, singend wie ein Rückbleibsel aus der kaum mehr vorstellbaren Zeit, da Friede war.

Es packt mich, wie früher einen Gang durch die schlafenden Gassen zu machen und, von dem ewig folgenden Glockenspiel begleitet, zu versuchen, dem Wunder zu begegnen. Zwanzig Schritte bringen mich in die Welt der immer verschlossenen Haustüren, der langen weißen Mauern, an denen nie ein Mensch vorübergeht, der Kanäle, an denen einen am hellen Tag eine rätselhafte Angst angreift: es müssen Geister über ihnen ihr unsichtbares Wesen haben, die uns das Leben neiden und in ihre stumme Welt hinüberziehen wollen.

Aber das alles ist heute nicht Gegenwart. Es treibt mich auf den Turm. Ich erinnere mich an einen Festtag vor Jahren, da Hunderte hier mit mir durch das Dunkel, das nur hin und wieder von langen, weißen Lichtstreifen zerschnitten war, nach oben kletterten. Dabei brachte es das immer bereite flämische verliebte Temperament mit sich, daß man unterwegs öfters eines der blonden Mädchen nehmen und küssen durfte und öfters selbst von unsichtbaren Armen umfaßt wurde. In das Licht hinaussteigend, das Sonne schien, obwohl der Himmel grau war, sah mancher und manche dann zuerst voll leis erregter Ahnung in die Gesichter umher, um zu erraten, was doch im ewigen Dunkel der Treppe verwahrt blieb. Heute geht der erste Blick sogleich über die Dächer und Nachbartürme weg zu dem gelben Strich der Dünen und dem unbegrenzten Weiß dahinter: dem Meer. Auch mit dem Glas ist kein Schiff zu sehen. Die Erwartung lauert hier so still und unheimlich wie in dem ungeheuren Schützengraben, der von

hier bis zur Schweiz reicht. Aber eines Tages wird hier wie dort der Lärm des Jüngsten Gerichts sein: Feuer, Todesmut, Sterben, Vernichtung, Sieg.

Abends im Gasthof. Zwei reisende Damen aus Brüssel mit gefärbten Lippen. Eine will nach Brügge gekommen sein, um ihren Bräutigam zu besuchen, die andere will als Freundin mitgekommen sein. Nun stellt man ihnen kein Papier aus, auf das hin sie nach Brüssel zurückreisen könnten. Das erzählen sie jedem mit tausend erregten Worten, immer beide zugleich (daß es wie eine kleine Wiederholung des Glockenspiels klingt), laufen dabei immer wieder vor den Spiegel.

Die Wirtin in weißem Haar, aber mit dem festen schnellen Schritt und dem blanken Gesicht eines jungen Bürgermädchens. Sie kräuselt (hier ist dieser alte Romanausdruck angebracht) sonderbar anmutig Mund und Nasenspitze, wenn sie lacht, und sie lacht gern, wenn man ihr sagt, daß sie noch hübsch sei. Sie verlangt, daß ich einen Schein habe von der belgischen Polizei. Ich lache und sage: Was kümmere mich die belgische Polizei? Sie sagt, man sei sehr streng, sie müsse sonst die belgische Polizei holen. Ich: Das gelte nur für Belgier. Aber sie solle mir die Freude machen und die Polizei holen. Es werde mir wohltun, einmal die Polizei hinauswerfen zu können. Da spürt sie, daß Krieg ist und wir die Sieger sind, und wird traurig.

„Mein unglückliches Belgien!"

„Belgien wird glücklich sein, Madame."

„Nie. Und so schuldlos."

„Nicht schuldlos. Sehen Sie Luxemburg! Was ist Luxemburg geschehen?"

„Das wäre gegen unsere Neutralität gegangen."

„Das wäre gegen eure Abredungen mit England und Frankreich gegangen. Wir haben Dokumente gefunden."

„Dokumente?" Sie läuft wie eine Sechzehnjährige ins Nebenzimmer und kommt mit der „Gazette de Bruxelles" zurück. „Lesen Sie, lesen Sie! Das ist durch die deutsche Zensur gegangen."

Sie hat diese Veröffentlichung gründlich mißverstanden. Ich mache ihr das klar. „Nicht ihr, nicht das belgische Volk — eure Regierung ist schuld."

„Ja, nicht wir. Vielleicht die Regierung. Aber ich werde hier alles verkaufen und nach England gehen. Wir lieben England."

„England beklagt sich schon über die vielen belgischen Flüchtlinge. Glauben Sie auch, England habe jemals etwas für andere Völker getan und nicht nur für sich allein? Sehen Sie die Geschichte Englands nach!"

„Dann werde ich nach Amerika gehen."

„Bleiben Sie hübsch im Lande, Madame, in Brügge, in Ihrem dreigiebeligen, ziegelroten Haus, wo Sie hingehören. Was auch aus Belgien wird — Belgien wird wieder glücklich werden. Sehen Sie unsere Soldaten! Sind sie roh, gewaltsam, betrunken? Sind sie nicht vielmehr voll Gutmütigkeit und Höflichkeit, schenken den Armen, kaufen in euren Läden, scherzen mit euren Kindern? Sehen Sie ihnen in die hellen Augen! Das sind alles Leute, die zu Hause ihre Mütter, Frauen, Kinder haben und doch bereit sind, jede Stunde ihr Leben zu opfern, damit ihr Vaterland lebe. Wir führen keinen übermütigen Krieg. Wir wehren uns um unser Dasein. Und die deutsche Ordnung, Madame! Wir öffnen die Fabriken, wir bebauen das Land. Steht nicht überall, trotz des Krieges, schon wieder neues Leben in Belgien auf?"

„Ja, das ist wahr." Sie sieht auf den dunkeln Platz hinaus. Draußen tauchen, im Lichtschein unseres Fensters, immer wieder die Gesichter vorübergehender Offiziere und Soldaten auf. „Auch ich habe zwei Schwiegersöhne als Offiziere im belgischen Heer. Wie schrecklich, daß man keine Nachricht von ihnen bekommen kann! Mein Sohn wurde gefangen durch Brügge geführt. Man hat mir erlaubt, ihn fünf Minuten zu sehen. Wie mag es ihm gehen in Deutschland?"

„Gut, Madame. Wir sind hart nur im Kampf."

„Aber Sie kommen nicht nach Paris, nicht nach London."

„Wir haben Rußland, Frankreich, England gegen uns. Und stehen doch rechts und links in Feindesland. Das genügt vorläufig, Madame. Haben Sie nicht ein wenig Anerkennung dafür, ein wie herrlich unverzagtes und tüchtiges Volk wir sind?"

Ich sehe ihr an, sie kann mir nicht unrecht geben.

„Leben Sie wohl, Madame."

„Wann fahren Sie morgen?"

„Um acht Uhr."

„O, dann schlafe ich noch. Ich bin ja doch eine alte Frau. Reisen Sie gut, mein Herr!"

Sie gibt mir die Hand wie einem Sohn.

Ich behalte ihre Hand ein wenig in der meinen und ziehe sie so, glaube ich, doch ein wenig nach Deutschland hinüber. „Auf Wiedersehen im Frieden, Madame."

„Dann bin ich in Amerika (sie sagt schon nicht mehr England) oder irgendwo."

„Nein, dann sind Sie in Brügge und kommen mir die Treppe herunter entgegen wie immer."

Sie winkt mir traurig, aber doch ein wenig lächelnd, mit der Hand zu.

Musik klingt auf. Ich eile auf den Platz hinaus. Vor dem Belfried, der, wenn man länger hinsieht, weiß und hoch und unwirklich aus der Nacht herausglänzt, bläst die Musikkapelle der Seeleute den Zapfenstreich. „Ich bete an die Macht der Liebe." Kein Hohn — über allem Krieg bleibt die Liebe. Alle Zuhörer, die deutschen Soldaten nah, mit abgezogenen Mützen, die Belgier entfernter, hören regungslos zu.

Da der Zapfenstreich pünktlich vor sich geht, fängt oben zugleich das Glockenspiel sein heiteres, durcheinanderklingendes Lied an.

An der holländischen Grenze

Unsere heutige Fahrt soll kurz sein: von Gent bis Brügge. Daher nehmen wir uns Zeit und sehen noch auf dem Genter Bottermarkt ein wenig von der Rathaustreppe hinunter. Der Markt ist überfüllt mit handelnden Menschen trotz der frühen Stunde — wie denn, wenn nicht die spazierenden oder Botengänge besorgenden deutschen Soldaten wären, der Stadt von Feind und Krieg nichts anzumerken wäre. Wir fahren noch einmal am zyklopischen Granitgemäuer von St. Bavo vorbei, halten noch eine Weile an der Stelle, wo man, sich zurückwendend, die Türme

von vier Kirchen hintereinander sieht, in der verschiedenen Beleuchtung, die die nähere oder größere Entfernung gibt. Wir springen aus dem Wagen und in eins der „Soldatenheime" hinein, die man errichtet hat, um die Soldaten aus den oft übeln Kneipen fernzuhalten. Das Heim hier hat einen großen, hellen Saal, den der erdstarke Münchener Maler Heinrich B., der hier als Offiziersstellvertreter Dienst tut, mit den schwarzweißen Riesenzeichnungen des Kaisers, des Kronprinzen, Hindenburgs, Klucks, des Kronprinzen von Bayern geschmückt hat. Es gibt hier für die Soldaten Zeitungen, Bücher, Schreibtische, billiges Trinken und Essen. Dann verabschieden wir uns von unserm führenden Offizier. Es ist der Leipziger Verleger Dr. Kurt W. Es ist immer wieder prachtvoll zu sehen, wer alles, unter Offizieren und Mannschaften, unvermutet in der deutschen Soldatenuniform steckt: wir trafen am Tage vorher einen Soldaten, der am Bahnhof einen Raum auskehrte — es war ein Kriegsfreiwilliger, Professor der Rechte aus Halle.

Wir fahren an den alten Giebelhäusern des Hafens vorbei und jagen endlich in das gestreckte flandrische Land hinein, das gleich hinter der Stadt mit Wiesen, einzeln wachsenden Bäumen, Windmühlen seinen Anfang nimmt. Wir fahren mit einem geringen Umweg über Eeclo, einer Ziegelstadt, in der die Menschen, wohl noch ohne Arbeitsmöglichkeit, auf den Straßen stehen, als ob Feiertag sei. In Maldeghem aber, an einer Stelle, da das Wegkreuz nach Holland zeigt, treibt es mich, die wenigen Minuten nordwärts zu fahren, um einen Blick in ein Wunder zu tun: in ein friedliches Land.

Wir gelangen schnell an einen flußbreiten Kanal, der uns von dem deutschen Wachtposten, der vor seinem Schilderhaus steht, als jetzige, neugeschaffene belgisch-holländische oder, wenn man will, deutsch-holländische Grenze bezeichnet wird. Aber die eigentliche, hergebrachte Grenze ist noch ein paar hundert Meter weiter, über den Kanal weg, zwischen hohen Bäumen, die Landstraße hin.

Der bärtige Posten sieht unsere Papiere mit einer rührenden Sorgsamkeit nach. Die Papiere eines Kriegsberichterstatters sind ein umfangreiches Bündel, große Bogen mit vielen Paragraphen,

Stempeln, Unterschriften. Man muß darum selbstverständlich Geduld haben, auch wenn man die Papiere in einer halben Stunde sechsmal zeigen muß, und sich freuen, daß die Leute ihre Pflicht ernst nehmen. Was ein Papier bedeutet, wird einem erst im Kriege, und obendrein an einer Grenze klar. Nicht Kleider machen hier Leute. Ein General käme hier nicht durch, hätte er außer seiner Uniform nicht seine Papiere.

Wir müssen das Auto verlassen, um über den Kanal zu kommen. Denn die Brücke ist längst von unseren eigenen Truppen gesprengt. Wir müssen eine Holztreppe hinunter. Dann ist ein schmaler Bcraftersteg dicht über das Wasser gelegt. Sein — sehr notwendiges — Geländer wird gebildet durch das herabgestürzte und vielfach gebogene Bahngleise der gesprengten Brücke. Am anderen Ufer geht's wieder hoch eine Holztreppe hinauf.

Bald kommt der Offizier hinter uns hergeeilt, der hier stationiert ist. Er bittet, noch einmal unsere Papiere sehen zu dürfen, während drüben Soldaten über Soldaten aus den Häusern treten, voll Neugier unser Auto und unsere Koffer mustern und unsere Fahrer befragen: es ist zu erkennen, wie wenig Abwechslung hier an diesem entlegenen Punkt des großen Kriegsfeldes sie gewohnt sind. Der Offizier, ein Oberleutnant, ein frischer und schneidiger Mann, bedankt sich und bietet sich an, uns zu begleiten. Immerhin und verständlicherweise erhält ein Mann mit Gewehr und aufgestecktem Bajonett einen Wink, uns in einigen Schritt Entfernung zu folgen.

Der Offizier, froh, eine Gelegenheit zu haben, etwas von der Welt zu hören und selber wiederum von seiner eigentümlichen Welt erzählen zu können, bekennt sich als einen württembergischen Dorfpfarrer. Sonntags predige er, Katholiken und Protestanten zugleich. Seine Leute haben großen Respekt vor ihm, militärischen und menschlichen, man merkt es an Haltung und Worten.

Er klärt uns über die absonderliche neue Grenzbildung an dieser Stelle auf. Da Wasser immer die einfachste und best bewachbare Grenze ist, hat man den Kanal, obwohl er noch ganz durch belgisches Gebiet läuft, kurzerhand dazu gemacht, also sogar einen Streifen des besetzten Feindeslandes aufgegeben. Dieser Streifen Land zwischen Kanal und der tatsächlichen Grenze ist

nun ein seltsam kriegsmäßiges Gebilde geworden: er ist weder deutsch, noch belgisch, noch holländisch. Obwohl er mit Häusern bestellt ist, in denen Menschen wohnen. Wir lassen diese Leute nicht herüber, wohl aber dürfen sie sich Lebensmittel holen, die ihnen über die Grenze gereicht werden. Doch paßt man scharf auf, daß sie nicht Briefe befördern. Im übrigen ist an dieser Stelle auch jeder Verkehr nach und von Holland aufgehoben — nur an vier Punkten der ganzen belgisch-holländischen Grenze ist ein Kommen und Gehen hinüber und herüber noch erlaubt. Eine Ausnahme bildet Selzaete bei Gent, wo man zuläßt, daß belgische Arbeiter, die ihren Verdienst in Belgien haben, morgens hinübergehen und abends zurückkehren, allerdings scharf überprüft von unseren getreuen Landstürmern. An den vier großen Durchgangsstellen gibt man besonders auf die Frauen acht, die gern versteckte Briefe mit sich tragen. Hier sind an jeder Stelle Beamtinnen eingesetzt, die die passierenden weiblichen Reisenden untersuchen. Ein paar Tage vor unserem Besuch wurde bei einer Dame ein besonderer Fund gemacht: für 160000 Franken Banknoten, im Korsett eingenäht, die sie aus dem Lande schmuggeln wollte. Statt ihr das Geld abzunehmen, war man milde und verurteilte sie nur zu einer kleinen Geldbuße.

In dem kleinen Grenzbezirk, in dem wir uns heute ergehen, haben sich die Beziehungen hin und her, sowie zwischen Deutschen und Belgiern, längst auf das freundschaftlichste gestaltet. Unser Schwabe, Pfarrer und Oberleutnant, in seinem Reich ein kleiner König, regiert mit sanfter und gerechter Hand. Er zeigt uns eine Frau, die er im Anfang seines Hierseins ein paar Tage eingesperrt hat, weil sie stundenlang auf offener Straße unflätig über die Deutschen geschimpft hatte. Jetzt grüßt sie in anständiger Weise zu uns herüber. Belgier, die früher einen Teil ihrer Habseligkeiten nach Holland geschafft haben und nun zu merken anfangen, daß ihr Geräte nirgendwo sicherer ist als unter dem Schutz unseres Landsturms, dürfen alles wieder herschaffen. Auch alle Lebensmittel dürfen hinein, keine allerdings hinaus. Die Landstürmer sitzen in ihren Quartieren mit den Hausleuten auf den Bänken, rauchen und erzählen einander in einem merkwürdigen Schwäbisch-Flämisch.

Daß wir auf unserem Weg über die Landstraße nun an die eigentliche alte Grenze kommen, merken wir von weitem. Nicht an Schlagbäumen, Ketten, Pfählen, Steinen. Nur an einer Ansammlung von Leuten, die, wie hinter einem unsichtbar gezogenen Strick, unbeweglich dastehen. Landleute und selbst ein paar Stadtleute, die wohl nur gekommen sind, um einige deutsche Soldaten zu sehen und auf diese Weise ein wenig Krieg zu wittern. Vor einem Schilderhaus in den holländischen Farben (während bei uns an einem Baumast eine windzerrissene württembergische Fahne, schwarzrot, aushängt) stehen zwei holländische Soldaten mit Gewehr und Bajonett, breite, feste Kerle, die gespannt und ein wenig verlegen zu uns herübersehen.

Leute kommen aus allen Häusern, Männer in Holzschuhen, Frauen mit Hauben, Kinder, blond wie in Westfalen. Wir sehen sie an, sie uns. Wir sehen hinüber in den Frieden, sie herüber in den Krieg. Dieselben Wiesen und Häuser, und doch welch ein Unterschied durch das, was die Menschen in die Dinge hineintragen! Ein Schritt weiter bringt uns in eine unglaubhafte Welt.

Ich wage diesen Schritt für einen kurzen Augenblick und bringe den holländischen Soldaten ein paar Zigaretten hinüber. Sie nehmen sie mit breit dankbarem Lachen.

Scherzhaft ist, daß die Grenze hier sich nicht nur mitten durch das Dorf, sondern sogar mitten durch ein Haus zieht. Wir gehen in dieses Haus hinein, durch die belgische Tür. Auch die Zimmer und die Treppe sind belgisch. Aber der Ofen in der Küche ist holländisch, so daß die Frau also in Belgien steht und in Holland kocht. Ein Flüchtling könnte sich in die kaminartige Öffnung verkriechen, und wenn nicht ein Fuß von ihm herausreichte, hätte man keine gesetzliche Gewalt, ihn herauszuziehen: so erklärt uns spaßend die Frau. Wir fragen, warum sie das, als die Deutschen kamen, nicht getan habe?" O nein," sagt sie lachend, „die Dütschen sind brav." Wir sehen durch die hintere holländische Tür in den Hof. Das ganze Dorf steht da versammelt und läßt sich unter Lachen in Reihen ordnen und photographieren.

Über den offenen Hof weg sieht man in die seltsame friedliche Feierlichkeit der Landschaft hier, die auch an Wochentagen immer sonntäglich ist, durch das freie Grün der Wiesen (keine Äcker, auf

denen gearbeitet wird), durch die blanken Ziegelhäuschen, durch die altväterlich langen Röcke der Männer und die Hauben der Frauen, durch die Ruhe der weidenden Kühe und den langsamen Gang der Windmühlen.

In dieser Landschaft nun, weit vom Krieg, tun unsere Landstürmer ihren Dienst. Seit Monaten. Etwas von der Ruhe der Landschaft scheint auf sie übergegangen. Aber sie lassen doch nicht nach in der Wachsamkeit. Als unser Auto abfährt, stehen sie alle und sehen uns nach, die wir von ihnen weg in das große Leben hineinjagen. Bis auch ihnen die Trommel klingen wird, zur Ablösung nach vorn oder zur singenden Heimkehr nach dem Sieg.

Sonntagfahrt von Brügge nach Lille

Es ist keine Zeit mehr, zu Fuß in den stillen Klosterhof der Brügger Béguinage zu gehen. Darum fahren wir rasch entschlossen mit dem Auto durch das schmale Tor und innen rund um die hohen Ulmen herum, an den einstöckigen, weißen, uralten Giebelhäusern vorbei. Es ist wohl das erste Auto, das hier einbricht, und es ist gut, daß die alten Beginchen — welche zu zweien, dreien oder vieren in den Häuschen wohnen und an Wochentagen, in blauen Leinenkleidern, das weiße Tuch auf dem Kopf, spitzenklöppelnd und Topfblumen neben sich, hinter den Fensterscheiben sitzen — heute in der Kirche sind und nicht über uns erschrecken können. Ich würde noch gern auf das Glockenspiel warten, das man vom Belfried her in diesen ganz verschlafenen, mit den buntverklärten Erinnerungen der sieben Jahrhunderte zugeschütteten Hof hineinsingen hören muß, um die ganze Seligkeit Brügges in seinem Blut zu spüren. Aber meine zwei Berliner Fahrer, nach der Freiheit der Landstraße verlangend, drängen zur Abfahrt. Erst als die letzten weißen Brügger Häuschen hinter uns sind und ich mich gerade einmal nach dem geliebten Turm umdrehe, erreichen noch ein paar verwehte Töne unsern lärmenden Wagen.

Der Krieg ist über dich gekommen, mein stilles Flandern — wie so oft schon durch die Jahrhunderte. Es schien, daß du für

immer Frieden gefunden hättest. Sonntag ist immer über deiner weiten Ruhe. Es schien keine Steigerung mehr möglich. Trotzdem stehen jetzt noch mehr Mühlen still als sonst. Manche Häuser sind ganz geschlossen. Die Mütterchen in den schwarzen Kapuzenmänteln gehen noch stiller als sonst an den weißen Mauern vorüber. Wir aber — meine zwei verwegenen Berliner vorne mit Trompetenschall — jagen durch deine heilige Stille hindurch. Ich muß dir abbitten und will geloben, später — eine köstliche Buße — jedes Stück Weg, das ich jetzt hatte, wieder zu Fuß abzuwandern. Aber in diesen Tagen hätte ich nicht anders über dich hinmögen als so: sausend, Sturmwind um die Stirn, die schmetternde Trompete vorn. Denn es ist Krieg, mein Flandern.

In Tourhout (wenige Kilometer hinter Dixmuiden, die Geschütze läuten mit gewaltig rollendem Donner den Sonntag ein) geht eben der Gottesdienst zu Ende. Der Marktplatz steht voll Menschen. Sie müssen sich in der Masse sehen, sie müssen sprechen miteinander, um sich nicht ganz verloren vorzukommen. Aber nirgendwo Armut, nirgendwo Zerstörung. Immer dasselbe Bild: deutsche Soldaten, die in die Läden gehen, um zu kaufen.

Hinter Tourhout fahren wir an einer Artilleriekolonne vorbei, die zur Front rückt. Wir sehen wieder in die kraftvollen deutschen Gesichter, in denen Mut und Zuversicht helläugig glänzen. Der Kommandeur reitet allein voran, auf tanzendem Pferd, in die Bäume und in das Land sehend.

Wir geraten auf einen Irrweg. Und jetzt: das erst ist Flandern. Da sind unter den hohen Bäumen die Weiden, die Dämme, die immer gewundenen Wege, die weißen Zwerghäuser, nicht höher als ein Mensch und mit weißen Schornsteinen, fast so groß wie das Haus selbst. Manchmal haben diese Häuschen, nicht größer als ein Stall, zwei kugelrund geschnittene Bäume rechts und links vor der Tür und vor der Gartentür noch einmal zwei, als ob sie Schlösser wären. Einmal, an einen solchen kleinen Baum gelehnt, die erste wahrhafte Flämin: ein Mädchen von sechzehn, mit dem hängenden gelben Haar, blaue Versunkenheit in den Augen, Adel der Jahrhunderte im roten Bogen des Mundes, Urkraft der Hüften. Sonst: hinter allen Glasscheiben erstaunte Gesichter, als wenn die Kunde des Krieges noch nicht hierher ge-

drungen sei. Aber selbst in dieser Abgelegenheit zeigen sich plötzlich zwischen den Bäumen deutsche Reiter. An einer ganz einsamen Weide hängt eine Holztafel: Zur Munitionskolonne des . . .

Die Erde hebt sich allmählich zu Hügeln auf. Wenn auch die flämische Sprache weiter auf allen Straßenschildern steht, so ist das doch nicht mehr Flandern. Die Hügel sind langgestreckt. Häuser ziehen sich hinauf, als ob sie in Bewegung und als ob einige den andern voraus seien. Man ist verwundert, die wandernden noch am selben Platz zu sehen, wenn man sich noch einmal umdreht.

Die Straße senkt sich, und Rauch und Nebel sind plötzlich vor uns. Lärm von Rädern und Hämmern klingt heraus. Schlote neben Schloten. Volle Tätigkeit, obwohl Sonntag ist. Das Land hier hat sich mit gewaltigem Aufatmen wieder erhoben: es gibt kein langes Stillstehen, wo Deutsche sind. Das ist in Wahrheit nicht mehr Flandern, das ist schon Frankreich. Wo sind wir über die Grenze gekommen? Alles ist jetzt Deutschland.

Die Häuser stehen dichter. Die ersten vierstöckigen zeigen sich. Lille ist nahe. Elektrische Wagen mit französischen Schaffnern und deutschen Soldaten als Fahrgästen. Arbeiterinnen mit in die Stirn gekämmten Haaren, mit Tüchern statt Hüten und mit Lackhalbschuhen — wie in einer Pariser Vorstadt.

Wir fahren in die Nebelstadt hinunter: in das große, reiche, eroberte Lille. Sonntagnachmittag. Ein Leben, wie es im Frieden nicht anders sein könnte. Die breiten Straßen zu beiden Seiten voll Menschen. Und jetzt — wie seltsam und neu, nachdem man es hundertmal gesehen: die zerschossenen Häuser, die weggefegten Straßenreihen. Eine Schuld der Franzosen selbst, die mit lächerlich geringen Kräften die Stadt noch zu halten versuchten. Hier ist die Redensart wirklich angebracht: Kein Stein mehr auf dem anderen. Trümmerhaufen, die nicht aussehen, als ob da jemals ein gegliederter und gestalteter Bau gestanden hätte, sondern als ob man Ziegelstücke regellos aus Riesensäcken hier ausgeschüttet hätte. Selten in dem Haufen auch nur ein größeres Wandstück. Fast alles in einzelne Steine auseinander gesprungen. Merkwürdig, daß allein die Schornsteine hin und wieder von oben bis unten stehen, während um sie her alles niedergebrochen ist. Die Eisen-

träger stecken im Gebröckel aufrecht und schräg durcheinander wie Riesenzahnstocher.

Daran vorbei nun die Sonntagsnachmittagswanderung der Liller. Viele der berühmten schönen Damen von Lille darunter. Dazwischen unsere wandernden und schauenden Soldaten. Junge und Landstürmer. Einzeln, in Gruppen. Jeder mit demselben festen Erobererschritt der Stiefel.

Auf einem Rundplatz, in den viele Straßen einlaufen, die goldene Jeanne d'Arc Fremiets. Wind ist in ihrer Fahne, daß man ihn an der Stirn zu spüren meint. Ganz das Bild des alten Frankreich. Lieblich und doch gespannt wie Stahl. Die Liller gehen in diesen Monaten in die Kirche und flehen Jeannes Fürbitte an.

Immer fällt mir eine Leere auf. Was ist's? Das Glockenspiel von Brügge fehlt. Wie der Vogelsang in Italien.

Dafür der ewige Schlag der Geschütze, die hier unwirklich nahe der großen Stadt stehen. Aber darauf hört keine der plaudernden Damen hin, wie keine nach den Ruinen der Häuser hinsieht. Auch an den Krieg gewöhnt man sich und wird eines Tages mehr verwundert über den Frieden sein.

Die Fahne auf der Kathedrale

Gleich der Austritt aus dem Bahnhof stellt ein Bild hin von der gewaltsamen Ungewöhnlichkeit der Zeit. Landstürmer stehen da, sonst Ackerbauern, Schmiede, Müller, Schreiber — gutmütige, bescheidene Leute. Belgier kommen an, Advokaten, Kaufleute, Ärzte. Die Landstürmer greifen mit rauhen, harten, schon geübten Griffen jedem Belgier in jede seiner Taschen, nach Briefen, Zeitungen, irgendwelchen Papieren suchend. Die gutgekleideten Herren halten den Griffen stand, gleichmütig, spöttisch, mit unterdrücktem Haß. Alles geht in einem sonderbaren Schweigen vor sich. Die Landstürmer können nicht jedem einzelnen sagen: „Mit Verlaub! Hier tretet ihr in eine Festung ein. Es ist Krieg. Wir sind in Feindesland. Wir, die Sieger." Nur Sachlichkeit ist der Ausdruck ihrer Gesichter. Und es könnte doch ein wenig Triumph dabei sein!

Die Sieger! Nirgendwo strömt alle Erregung dieses Wortes so merkwürdig ins Blut als hier, wenn man zu der deutschen Fahne auf der Kathedrale hinaufsieht. Nie ist mir klarer geworden, eine wie schwächliche Wiedergabe alles Lebendigen die Photographie ist. Man muß diese Fahne im Wind der Höhe sich haben bewegen sehen. Der Mann, der ihre Größe und ihren Ort bestimmt hat, ist ein Künstler gewesen: er hat das Maß in sich gefühlt. Das ist keine Fahne aus dem Fenster irgendeines Miethauses. Das ist eine Fahne, herrlich groß, wie nie jemals eine Fahne geflattert ist. Nicht flattern ist hier der Ausdruck. Dieses Stück dreifarbig aneinandergenähter Leinwand ist so groß, daß selbst der stark anblasende Nordseewind es nur zu langatmiger, weit ausholender Schwellung vorstößt. So groß, daß es durch verschiedene Luftschichten und Luftströme reicht. Wogen laufen von oben aus und setzen sich, rollend wie auf der Meeresfläche, über das ganze Tuch fort. Manchmal entsteht in der Mitte ein Wirbel, und die Wogen laufen plötzlich von der Mitte sich trennend nach beiden Seiten aus. Oder Wirbel schütteln oben und unten das Tuch, und die rundgebäumten Wogen rennen mit laut donnernden Schlägen in der Mitte gegeneinander an. Auch was Farbe ist, meint man hier an den riesigen Flächen des Schwarz, Weiß, Rot zum erstenmal zu erkennen. Selbst das Schwarz, sonst die Abwesenheit aller Farbe bedeutend, hat hier Kraft und Strahlung gegen den weißen Stein des Turmes, gegen das silberige Blau des Himmels, in seiner unerschrockenen Absetzung gegen das Weiß und Rot. Man meint die drei Farben in dreigestimmtem Chor von Trompeten über die Dächer singend hinstürzen zu hören. Das ist eine Fahne, die dem großen Krieg mit den ungeheuren Anstrengungen, Opfern, Schmerzen der Völker das Siegeszeichen gibt, das ihm gebührt. Die stärkste Festung der Erde! Nicht in Monaten, in wenigen Tagen gefallen. Hier ist Deutschland. Bis nach England muß das leuchten und schlagen. Wo man in Antwerpen geht, über einen der giebelumstellten Plätze, durch eine der kaum wagenbreiten Gassen, in denen man sich eingefangen vorkommt, wie in einem Schlauch ohne Ausgang: immer hat man diese Farben und dieses Schlagen über sich. Steht einmal eine Häuserreihe im Wege, so läßt es einen nicht, bis man wieder freien Blick nach oben hat. Immer wieder

aber sieht man da, wo hinter den ziegelroten Sturztrümmern eines von Granaten ganz zerrissenen Häuserviertels unverletzt der silberne Turm der Kathedrale hochsteigt und, als eine himmlische Säule, oben die Fahne des Sieges angebunden trägt.

Antwerpen, Stadt des aus Schiffen sich wälzenden Reichtums, Stadt des auf tausend Rädern rasenden und aus tausend Sirenen schreienden Lebens, Stadt der vermessensten Kaufleute, Baumeister, Ingenieure, Stadt der blutbittersten und blutsüßesten Vergangenheit (deine in Jahrhunderten Hingemordeten, deine rotblonden Frauen!): wie ahnend besorgt hattest du dich, um den kostbaren Schlag deines Herzens einzukapseln, mit Mauern, Geschützen, Gräben, Seen, Drahtverhauen, Wolfsgruben umstellt! Wie schnell und ruhmlos hat das Gerippe und Geweide deines Schutzkorbes sich aufgetan und dein herrlich junges Herz freigegeben! Entsetzt, von Bergeslast bedrückt, kaum vom Puls gehoben, vom glühenden Blutstrom fast entschüttet, liegt es jetzt da. Ein Stadtschicksal ist erfüllt. Die Sonne steht wie sonst über den Dächern, aber ihr Licht erscheint gespenstisch. Man braucht nicht die Nacht abzuwarten. Aus der Stummheit der Wasser und der Stummheit der Straßen weint deutlich, in fürchterlichem Rhythmus, die Kehle zuschnürend, die Totenklage der überirdischen Frauen um den gefallenen Helden.

Vom Lebenslärm der Stadt, früher die engen Straßen sprengend, ist losgelöst und einsam nur ein Geräusch zurückgeblieben, das sonst in der Masse der Geräusche nur mittätig war und darum gar nicht da zu sein schien: der Schritt der Fußgänger auf den Bürgersteigen. Ein uneiliger, schlürfender Laut. Denn die Bürger haben Zeit und ihre Beine sind wie ihre Herzen schwer. Mehr Zeit noch haben die Arbeitslosen, die sonst auf den Kaimauern des Hafens ausluden, einluden, trugen, rollten; an müßigen Tagen, Sonntags und Montags, höchstens in den schwarzen Gassen dicht am Hafen zu sehen waren. Jetzt sind sie — wie Waldtiere, die in der Zeit der Not an die Fenster der Wohlhabenheit herankommen — in die breite, weiße Straße vorgedrungen, die vom Bahnhof in die Häusermasse einschneidet.

Als die Deutschen in Antwerpen mit dem fremd klirrenden Eisenschritt der Bataillone einzogen, waren hier alle Läden ver-

deckt und verschlossen. Von den Dächern und über die Straße herüber hingen gerundet grünleuchtende Girlanden. Die Fenster waren mit Kränzen und Blumen behangen und bestellt, daß alles ein seliger Garten schien. Die Deutschen hätten meinen können, daß für sie diese Festfreude angezündet sei. Aber sie hatte dem Einzug der Engländer gegolten, ein paar Tage vorher. Dem Einzug von Soldaten, die befreien sollten, und die bis dahin kaum ein Gewehr in der Hand gehalten hatten. Mein Begleitoffizier, ein Münchener, der mit den Flamen ohne Umstände bayerisch redet und nicht übel verstanden wird, hatte sich damals mit dem Revolver in der Faust Eingang, Bett und Abendbrot im Hotel erzwingen müssen, vom selben schwarzbärtigen Portier, der jetzt von weitem mit abgezogener Mütze dienert. Heute sind alle Gasthöfe und Läden offen, mit Menschen und Waren gefüllt.

Der deutsche Soldat geht vorbei und raubt nicht. Er muß sich, einkaufend, nur hüten, daß von ihm nicht höherer Preis gefordert wird als vom Einheimischen. Alle gehen, nach Vorschrift das Gewehr um die Schulter gehängt. Aber manchmal hängt am anderen Arm das kornblonde flämische Mädchen. Einer — ich bleibe stehen und sehe zu — wird von seinem Mädchen an den Bahnhof gebracht. Zwei Feinde? Zwei Menschen. Sie hat dicke Tränen in den großen, runden Augen und wagt nicht, sie mit der Hand fortzuwischen, um sie nicht zu verraten. Beim Sprechen würde sie aufschluchzen. So beschränkt sie das allein noch Sagenswerte auf den Druck der Hände und Arme, auf die — nur anscheinend zufällige — Berührung der Schultern und Hüften während des Schreitens. Ein letzter, ganz kurzer Händedruck, der vielen Leute wegen, die vor dem Bahnhof stehen. Kein Kuß. Als der Deutsche schon längst hinter der Tür verschwunden ist, andere Hinaus- und Hineintretende auch sein Bild aus der Luft schon längst verdrängt haben, steht das Mädchen noch da, die Schultern unter dem Tuch enger zusammengedrückt, ohne Bewegung, den Kopf nach der Tür hingedreht, wie eine Holzheilige, die aus einer der Antwerpener Kirchen auf die Straße gekommen ist. Sie hat, ganz in die Welt ihres Gefühls enthoben, die umstehenden Menschen vergessen, von denen keiner zu ihr hinsieht. Nur ich, entfernt stehend, betrachte sie, schonend nur hin und wieder

einen Blick hinsendend. Sie hat Sonne auf dem Haar. Gut, wie alle anderen Menschen auf dem Platz. Aber ich hätte mich wahrhaftig nicht gewundert, wenn ihr Haar aufgeleuchtet hätte auch ohne Sonne. Ein Trupp deutscher Soldaten kommt aus dem Bahnhof, mit allem Gepäck beladen, flandrischen gelben Lehm an den Stiefeln. Noch über die Treppe hinuntergehend, starren sie weitäugig wie Kinder in die fremde Stadt.

Ganz leer ist der Strom. Der Sturmwind des Krieges hat alle Schiffe fortgeblasen. Fortgeblasen die Ozeandampfer und die kurzen Fischerboote mit den braunroten Segeln und den riesenhaften Buchstaben darauf. Außer mir einzigem Menschen stehen am Kai unter Dach nur zerschossene Autos. Hier stand ich vor Jahren und sah gleichfalls einem Abschied zu. Ein deutscher Ostasiendampfer fuhr unter Musik ab. Eine Mutter, den ganzen Leib von Schluchzen geschüttelt, wurde von den Schiffsleuten sanft über den Steg ans Land gedrängt. Der Sohn, den Hut schräg auf dem Kopf, eine Hand in der Hosentasche, winkte zurück: „Lala, lala!" Als gälte es einen Abschied für drei Tage. Auch vor dem Krieg — man vergißt das fast — hat's Abschiednehmen gegeben.

Das einzige ganz unverändert aus dem Frieden in den Krieg Hinüberlebende sind die Spielereien der Stadt. Zu ihnen flüchtet man, um sich vor der Schicksalschwüle des Himmels hier eine halbe Stunde zu verstecken. Auf dem Trödelmarkt Holzbuden, Händler, Käufer. Ein französisches deutschfeindliches Buch aus dem Jahre siebzig, mit Abbildungen deutscher Greueltaten (auch damals!), in dem ich zu blättern beginne, wird mir unter einem Vorwand aus der Hand genommen. Auf dem Hundemarkt reißen hundert große und kleine Beller, gegeneinander fahrend, an ihren Stricken: trotz des Lärms ein so höchst friedliches Bild. Ein Mann, der in der großen Erregung der Zeit die Empfindlichkeit für kleine Dinge noch nicht verloren hat, öffnet ein Fenster und wirft im höchsten Zorn einen Porzellanteller zwischen das Getier. Auf dem Vogelmarkt — das Angebot ist größer als im Frieden, aber gar keine Käufer sind da — kommt das einzige, unablässige Geräusch vom Springen der Vögel auf ihren Stangen und vom Anstreifen der Flügel an den Drahtstäben des Gitters. Die Vögel

fingen nicht. Die Verkäufer stehen daneben, mißmutig, in den Umständen der Zeit selber nicht viel mehr als gefangene Vögel. Hinter einem Aufbau von Käfigen sehe ich, zufällig, durch ein Fenster in ein dunkles niederes Zimmer: eine Bank um die Wand, einen blauen Kamin, gewölbtes Kupfergerät, Frauen mit weißen Hauben, Männer mit langen dünnen Tonpfeifen und, mit am Tisch, einen deutschen Soldaten, trinkend und rauchend wie die anderen.

Dann aber zieht es mir den Kopf nach oben. Ein Zeppelin am Himmel. So hoch, daß man das Geräusch nicht hört. Er fährt westwärts. Nach England. Hunderttausend Antwerpener kommen aus allen Türen, stehen mit hochgehobenen Augen, voll Erregung, der Fremde mit dem Fremden sprechend. Bewunderung und fast eine Art Liebe, beim Feinde seltsam und ein wenig lächerlich, zeigt sich für das Wunder da oben. Die deutschen Soldaten zwischen den Antwerpenern gehen mit noch festerem Schritt der Schuhe als sonst.

Noch in der Nacht öffne ich das Fenster. Die Stadt schläft. Nicht schläft — sie wartet. Auf das neue Schicksal. Hoffend? Zweifelnd? Gewaltig ist dieses wartende Daliegen der Stadt. Die Luft scheint gefüllt mit der Glut der tausenden Gebete, die aus den Fenstern dringen.

In der Leere und Grenzenlosigkeit des Schwarz über den Dächern schlägt im Wind die Fahne am Domturm. Kurz, hart, hell, wie Hammerschläge. Antwerpen, was immer dein Schicksal sein mag: es wird nicht das Schicksal Karthagos sein. Der deutsche Schritt zerstampft nicht, der deutsche Schritt säet.

Wie es jetzt im Antwerpener Hafen aussieht

Eine Morgenfahrt

Wir gehen an vielen Arbeitslosen vorbei, die, die Hände in den Hosentaschen, in Gruppen umherstehen und uns neugierig nachsehen. Wir klettern zuerst, nach einem längeren Weg die

Kais mit den weitgedehnten Schuppen entlang, auf den deutschen Dampfer „Christine Sell“, der bekanntlich, nachdem die Belgier oder Engländer die Maschinen gesprengt hatten, vom aufgeregten Hafenvolk ganz zerstört und ausgeplündert wurde. Wir steigen über die halbverbrannte, unter unseren Schuhen brechende Treppe hinab. Überall in den Mannschaftskojen die verkohlten Matratzen. Hier ein Schreibtisch, die Füße unversehrt, die Platte schwarz und verbogen. Ein Sofa mit Äxten in Stücke zerschlagen. Die Erde voll von Glassplittern, die unter unseren Füßen klirren. Berge von halbverbrannten deutschen Zeitschriften. Im ganzen Schiff heute noch der starke Brandgeruch, als hätten Feuer und wahnsinnige Menschenhände erst gestern gewütet.

Dann besteigen wir den winzigen Schleppdampfer, der uns durch den Hafen fahren soll. Mit zehn Schritten hat man das ganze Schiff durchmessen. Das Signalhorn aber lärmt, als ob ein Riese losführe. Unsere Schiffsleute sind Belgier, unser Begleiter ein junger deutscher Seeoffizier, der zuletzt den Gesundheitsdienst im Hamburger Hafen mit versehen hat und der belgischen Bemannung seine Befehle in echtem und gut verstandenem Plattdeutsch zuruft.

Am hinteren Ende des Schiffleins, zwischen Tauen und Ketten stehend, fahren wir zuerst an den riesigen, schwarz im weißen Nebel stehenden Getreidehebern vorbei, die 6000 Tonnen in $1\frac{1}{2}$ Stunden hochsaugen. Sie sind in Antwerpen wie die Ewer städtisch, während beides in Hamburg in Privathänden ist. 1200 gedeckte Leichter waren bei der Einnahme durch die Deutschen im Hafen. Die Schiffer wohnen darauf in lieblichen kleinen, blumengeschmückten Kajüten und vermitteln den Güterverkehr durch das weit ausgesponnene Kanalnetz durch ganz Belgien, nach Holland, nach Deutschland. Die belgischen Schleppdampfer haben sich kurz vor der Einnahme fast alle nach Vlissingen geflüchtet. Nur wenige von ihnen besorgen heute den Verkehr. Ihre Eigentümer nutzen die Verhältnisse aus und fordern für drei Stunden 150 Franken, das Zehnfache von sonst. Die deutsche Verwaltung bemüht sich, schon mit Erfolg, um die Rückkehr weiterer belgischer Schlepper.

Wir sehen ab und zu Leute auf kunstlos zusammengenagelten

Brettern stehen und etwas aus dem Wasser fischen. Sie holen — aus Mangel an anderer wirklicher Arbeit — die Kohlen vom Hafengrund herauf, die beim Transport von Schiff zu Schiff über Bord gefallen sind. Dann kommen wir an bayerischen Lastschiffen aus Ludwigshafen vorüber. Die blauweißen Farben leuchten heimatlich herüber. Unzählige belgische Leichter liegen daneben, einer an den anderen gereiht. Auf einem steht aufgemalt der Name Mozart. Die im Nebel verschwindende Allee von Schiffen, einzelne Kähne, die mit unhörbaren Ruderschlägen hindurchfahren: das ist ein Bild, das in Wahrheit wie Mozartsche Silbermusik wirkt.

Wir steigen auf den großen österreichischen Dampfer „Zora" aus Ragusa. Die Zylinder sind ihm gesprengt. Der Kapitän ist, wie der Wache haltende belgische Matrose erklärt, „wandeln" gegangen. (Welch ein schöner alter Ausdruck für unser „spazieren"!) Der italienische Maschinist aus Ancona ist erfreut, von uns in seiner Muttersprache angeredet zu werden, bittet uns mit dem Anstand eines Edelmannes in den Salon, vergißt nicht, uns von den Makkaroni anzubieten, die nebenan auf dem Feuer stehen, und führt uns zu seinem „amico", einem flämischen Hund, der ihm zugelaufen und vor ein paar Tagen in den Maschinenraum hinuntergefallen ist. Jetzt liegt er zusammengerollt unter dem Tisch und sieht uns aus kranken Augen an.

Weiterfahrend erfrage ich von unseren belgischen Schiffsleuten, daß gleich ihnen alle städtisch Angestellten in Antwerpen geblieben sind. Nur die staatlich Angestellten sind „fotgeloopen". Unser Seeoffizier erklärt ergänzend, daß auch diese jetzt allmählich zurückkommen. Die deutsche Verwaltung wünscht lebhaft mehr unteres Personal herbei, Schleusenwärter und dergleichen. Die höheren Beamten können wir leicht selbst stellen.

Jetzt nähern wir uns schnell den großen Überseedampfern, bis wir von unserer Tiefe her hoch zu ihnen hinaufsehen müssen. Da liegen die „Tasmania" der Hamburg-Australischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, die „Kandelfels" der Hansalinie Bremen (alle Schiffsnamen dieser Linie enden auf -fels, -burg, -turm), das französische Vollschiff „Vercingetorix" aus Nantes, „Elbing" aus Hamburg, „Schildturm" aus Bremen. Die Kapitäne und Schiffs-

leute sind in den ersten belgischen Schreckenstagen alle aus Antwerpen vertrieben worden. Die Santa Fé der Hamburg-Amerika-Dampfschiffahrtsgesellschaft liegt plötzlich in der durch den Nebel brechenden goldenen Sonne da, das Lagerhaus daneben schwarz in ihrem Schatten. Die hin und her schießenden und in der Sonne aufblitzenden Möven werden unsichtbar, sowie sie in den Schatten kommen. Drei gleich große Dampfer der Levante-Linie liegen hintereinander. Der vorderste riesig, der letzte durch die Entfernung nur noch klein.

Man stellt sich — wie um sich von dem Druck zu befreien, der von der großen und an dieser Stätte der lauten Arbeit unheimlichen Ruhe ausgeht — immer wieder die Aufregung jener Stunden vor, da die Engländer auf denselben kleinen Booten, auf deren einem wir heute fahren, durch den Hafen jagten und die Dynamitpatronen an die Maschinen legten, während der Geschützdonner immer näher heranschlug.

Heute bringen nur die Möven ein wenig Leben her. Sie sitzen zu hundert auf den Verholbojen, den dicken viereckigen Holzklötzen, die handbreit aus dem Wasser ragen und einen Ring zum Anbinden der Schiffe tragen. Wenn wir mit dem Lärm unseres Schiffchens herankommen, fliegt das ganze Vogelvolk auf, und wo vorher ein blitzendes Weiß gewesen, ist nur noch ein mißlicher schwarzer Fleck.

Das deutsche Vollschiff „Perim" liegt in einem der neuen Bassins verankert, das mit seinem Ende noch unfertig in das Ackerland hinausreicht. Wie eine Erscheinung wirkt der spitze Kirchturm des Dorfes Eckeren, der unvermutet über Wiesen und niederen Häusern in den Hafen hereinsieht. Hier und da hämmern, sägen, rammen, baggern kleine Gruppen von Arbeitern: die Stadt Antwerpen, die täglich an 40000 Menschen Brot austeilen muß, will den Arbeitern einigen Verdienst geben.

Auf den kleinen Leichterschiffen, die in langen Reihen an den Kais festgebunden liegen, ist auch ein geringes Leben zu sehen, so daß man aufatmet: Frauen und Kinder hängen Wäsche zum Trocknen auf, Hunde bellen und laufen an ihrem Bordrand mit unserem Schiff mit. Alles, was Leben hat, freut sich des blauen Himmels und der schon wärmenden Sonne.

Von Zeit zu Zeit steht, noch hoch über den höchsten Schiffen, einer der eisernen, gotisch aufgezierten Telephontürme da, die in das ganze Häuserbild Antwerpens Häßlichkeit hineinbringen.

An dem belgischen Dampfer „Anversoise" vorüber schießen wir endlich an die große deutsche „Tasmania" heran, auf die wir hinaufklettern wollen, um von oben einen freien Blick zu haben. Aus dem Schornstein leichter Rauch. Ein Willkommgruß. Mehr: ein Gruß des Lebens aus dem getöteten Riesen heraus. Die Dampfheizung und die elektrische Lichtanlage sind in Tätigkeit. Wir verlangsamen die Fahrt, gleiten unter der hohlen Schiffswand her, die sich fast über unsere Köpfe hinauswölbt, fahren dicht an dem riesigen Eisenflügel der Schraube vorbei. Wir steigen, uns am Seil haltend, die steile hohe Treppe hinauf. Hoch über uns, am Schiffseingang, sich zu uns hinunterbeugend, ein deutscher Landsturmmann mit aufgestecktem Seitengewehr als Posten. Er ist, trotz des Rauchs aus dem Schornstein, allerdings das einzige menschliche Wesen hier oben.

Wir sehen in den tiefen Maschinenraum hinab, der die Größe eines Saales hat. Drei Zylinder sind von den Engländern herausgenommen, nur einer steht unbeschädigt da. Man hat dem Riesen das Herz ausgebrochen.

Wir steigen weiter die Treppen hinan, wie auf ein Gebirge hinauf. An der Kapitänskajütte vorbei, an deren Fenstern noch die saubern weißen Gardinen hängen. Von der Kommandobrücke aus wirkt das Gefüge der endlos aneinandergereihten Wasserbassins des Hafens wie ein System von schmalen Kanälen. Zu beiden Seiten sind die Schiffe aufgestellt wie an Straßen die Häuser. Ein Blick, so phantastisch, wie ein Blick vom Campanile in Venedig und ihm merkwürdig ähnlich. Hier wie dort die bunt eingefaßten, silbernen Wasserstreifen, die hier und da vom dunklen Fleck eines langsam bewegten Kahns unterbrochen sind.

Wir sehen über die eindruckstarke Ausdehnung des Hafens hinweg in das noch freie Land hinaus, in das, nach dem gewaltigen neuen belgischen Projekt, die zukünftigen Bassins geschnitten werden sollen. Wir sehen die Dörfer und das Fort, die, nach der geplanten vollständigen Umgrabung des 300 bis 500 Meter breiten Scheldestroms, im Wasser untergehen müssen. Der neue Hafen

wird, nach Verwirklichung des Projektes, die vielfache Größe des jetzigen mächtigen Hafens haben. Diese erstaunliche und kühne Ausdehnung war, schon vor dem Kriege, nur auf Grund des rheinischen Hinterlandes mit seiner Industrie planbar, nicht aus der Kraft des belgischen Handels selbst.

Wir trennen uns schwer von dem unermeßlichen Blick, der über diese große Arbeitsstätte menschlichen Fleißes hinweg bis zu den im weißen Stadtnebel undeutlichen Türmen von Antwerpen hingeht.

Die Rückfahrt führt an einer langen Reihe von kleinen Leichterschiffen vorbei, die ganz tot daliegen. Nur auf dem schmalen Steuerbalken eines Schiffes liegt ausgestreckt über dem Wasser ein Matrose und schläft, mit einem Körperinstinkt, der wohl erst erworben sein muß.

Uns umdrehend, sehen wir dann überrascht in ein Bild buntester Farbigkeit: Die blauen, roten, grünen, gelben Wäschestücke, die auf den Schiffen verteilt hängen, wirken von hier wie ein einziger, lang hingehängter und vom Wind gleichmäßig gehobener Teppich aus einem Märchenland. Zwei Dampfer des Bremer Neptun mit blaugelben Schornsteinen. Andere Schornsteine sind gelb mit blaurotem Kranz, andere schwarz mit weißgelbem Kranz. Das alles im Wasser so klar gespiegelt, daß die Farben unten ebenso glänzen wie die oben. Und so scheint alles — hier, wo der Krieg mit seinem Todesatem so fühlbar ist wie kaum irgendwo in den zerschossenen Städten und Dörfern — dennoch ein Triumph der Freude und des Lebens zu sein.

Und bald umfängt uns das Leben wieder ganz. Durch die Arbeitslosen hindurch, die noch ebenso in Gruppen dastehen wie vor drei Stunden, als hätte sich niemand vom Fleck bewegt, kommen wir noch gerade zur Zeit, um den Aufzug der deutschen Wache zu sehen. Vor dem Bahnhof stehen dichtgedrängt Tausende Antwerpener, darunter viele der blonden flämischen Damen, und hören der deutschen Musik zu. Als das Schlußlied „Deutschland, Deutschland über alles“ beginnt, kehren alle — eine allmittägliche harmlose Demonstration — der Musik den Rücken und gehen vom Platz weg.

Fahrt auf der Schelde

Als wir in das Motorboot steigen, das uns die Schelde hinabbringen soll, kommt von der See her so plötzlich Nebel, daß es wie eine weiße Wand vor uns steht. Wir beschließen trotzdem zu fahren. Es ist, als ob wir in die Unendlichkeit des Meeres oder des Luftraumes vorstießen. Kaum zehn Meter weit ist das Wasser vor unserem Boot zu erkennen. So sehen wir nichts von den Türmen Antwerpens, nichts von den Masten des Hafens rechts, nichts vom Mauerwerk der Tête de Flandre links.

Die Aufmerksamkeit richtet sich darum zuerst mehr auf die paar Menschen, die mit mir die Fahrt machen. Der Hafeninspektor. Zwei schulterbreite deutsche Seeleute in blauen belgischen Infanteristenmänteln. Ein Husarenrittmeister, der von Patrouillenritten durch Franktireurdörfer und -wälder erzählt, bescheiden, als habe das alles nicht viel zu bedeuten, und doch durchwärmt von der Erinnerung an Abenteuerliches und Großes. Seine junge tapfere Frau, die ihn hier draußen für ein paar Tage besuchen darf, Kälte, Nebel und mögliche Gefahr wie wir nicht scheut, an die vergangenen Tage der bangen Einsamkeit zu Hause nicht mehr und an die kommenden Tage neuer Einsamkeit noch nicht denkt. Von dem Glück der beiden Menschen strahlt auf uns alle ein kleiner Teil aus: es tut wohl, nachdem man so lange nur französische Frauen um sich gesehen hat, wieder eine deutsche Frau zu sehen, mit blanken Augen, hellem Haar und einem freien, kameradschaftlichen Wesen.

Im Nebel um uns wird es lebendig. Möwen zeigen sich, fliegen über unser Boot hin, sind schon wieder verschwunden wie kleine kundschaftende feindliche Flieger. Alles wird unwirklich im Nebel. Die Seezeichen, große verankerte Tonnen, scheinen beim Auftauchen phantastische Häuser einer afrikanischen Stadt zu sein. Zwei Seezeichen, die oben runde Gitterscheiben tragen, erscheinen wie der Eingang zu einem türkischen Tempel. Wenn man, nach wenigen Metern nur, nahe ist, sieht man dann das rohe Holz und die Formlosigkeit.

Der Steuermann äugt so scharf in den Nebel hinein, als bemerke er noch ganz andere Dinge, die uns verborgen sind. Ich

freue mich an seinem bildhaften Ausdruck „es läuft Ebbe", während wir in unserem papiernen Hochdeutsch sagen, „es ist Ebbe". Er läßt das Schiff große Bogen machen, wendet — um schließlich zu erkennen, daß wir im Nebel an dem gesuchten Wrak der „Gneisenau" vorbeigefahren sind.

Wir entschließen uns, die „Gneisenau" auf der Rückfahrt aufzusuchen und nehmen nun die gerade Richtung auf Fort St. Philippe. Mit einer Brücke, die durch gelbes Schilf führt, und gewaltigem Mauerwerk, schimmert es plötzlich wie eine Götterburg durch den Nebel zu uns her.

Fort St. Philippe ist bei ihrem Abzug durch englische und belgische Truppen in die Luft gesprengt worden. Wie es im einzelnen heute hier aussieht, kann nicht gesagt werden. Aber der Feind, der hier einmal zu nahen wagen sollte, wird einen heißen Willkomm finden: das kann versichert werden. Wir umschreiten die mächtige Umschanzung, gehen neben den Trümmerresten der Sprengung vorbei, von himmelhohen Mauerwänden ganz umgeben, treten in die weiten gewölbten Gänge und Räume ein, die in ihrem Halbdunkel an die Gewölbe eines sehr alten, riesenhaften Klosters erinnern. Hier freilich ist jetzt nur schnelles Schreiten, Rufen und Singen junger deutscher Soldaten, die hier, durch den Nebel scheinbar von der übrigen Welt getrennt, ein Leben für sich führen.

Mit einem Seemann, der eine brennende Kerze in der Hand trägt, klettere ich über eine steinerne Wendeltreppe und schließlich über eiserne Leitern ganz in einen der Panzertürme hinauf, um oben den Kopf durch eine der schmalen Luken in den Himmel zu strecken. Der Nebel ist licht geworden. Zwischen den seltsam erscheinenden Kuppeln der nächsten Türme hindurch sehe ich auf das rinnende Wasser der Schelde und das drüben noch gewaltiger als St. Philippe hingelagerte Fort Ste. Marie.

Als wir wieder ins Boot steigen, tut sich der Nebel noch heller auf, und man darf anfangen, auf die Sonne zu warten. Nun erreichen wir schnell die in der Mitte des Flusses liegende „Gneisenau". Um das Fahrwasser der Schelde zu sperren, haben, wie bekannt, die Engländer das Schiff durch Öffnung der Seeventile und der Steuerbordtanks auf die Seite gelegt und versenkt.

Aber der Strom ist uns als Freund zu Hilfe gekommen und hat das Schiff gedreht, so daß es nun längs liegt und rechts und links Platz genug für durchfahrende Schiffe läßt.

Ich sah einmal im Kino, bei der Vorführung einer afrikanischen Jagdaufnahme, einen Elefanten stürzen und liegen. So, hingefällt, machtlos, lang und gewölbt, liegt das Schiff. Da Ebbe läuft, zur Hälfte sichtbar. Auf der Kommandobrücke, die senkrecht vom Wasser in den Himmel steht, knattert in Stücken, die der Wind gerissen hat, die schwarzweißrote Fahne. (Wie bekommen diese Farben erst im Krieg und Feindesland Sprache und Bedeutung!) Die Rettungsboote hängen umgedreht über Wasser. Man hat einen sonderbaren Blick in den quergestellten Stockwerkbau der Decks und in die Geländerreihen. Die Taue, vom Strom bewegt, schlagen wie schnelle Hämmer ununterbrochen gegen das Eisen des Schiffs.

Wir umfahren das Schiff von allen Seiten — man kann es, obwohl es hilflos daliegt, nicht Wrack nennen: eine deutsche Gesellschaft wird es in kurzem heben. Von der Rückseite gesehen, ragt der brennendrote Eisenleib des Schiffs wie ein abendliches Felsriff, irgendwo ganz hoch im Norden, aus dem Wasser. Die Möwen schießen darüber hin, setzen sich darauf nieder. Auch von hier aus bleibt die deutsche Fahne an ihrem dünnen Stecken immer sichtbar.

Wir umschwimmen das Schiff lange und warten, ob die Sonne, wie gestern, komme. Bis der weiße Nebel aufreißt, plötzliches Blau über dem Schiff steht und Kommandobrücke, Rettungsboote, Treppen, Geländer aus Gold scheinen. Am Nordufer sieht man jetzt durch eine Lücke im gelben Schilf staunend in das starke Grün der Wiesen.

Während unser Boot hinter uns das Wasser funkelnd aufreißt, bleibt die Stadt vor uns im Nebel. Die letzten Möwen bleiben zurück.

Am Ufer empfängt uns die Nachricht von den hunderttausend an den Masurischen Seen gefangenen Russen. Ein deutscher Matrose, im belgischen Mantel, bringt sie uns, mit schwerfälligen, verlegenen Worten. Aber er leuchtet dabei über das ganze Gesicht.

Die Schüler von Antwerpen

Als wir, vom Bahnhof in die Stadt eintretend, die breite Keyzer Lei hinuntergehen, kommt uns auf dem Platz Meir ein weißhaariger Major entgegen. Er und meine Begleiter kennen sich. Aber auch zwischen uns ist schon eine Art Zusammengehörigkeit. Ich erkenne das, als ich seinen Namen höre. Und als er, ein Spaßmacher, die Hacken zusammenschlägt, die Augen wie in todbereiter Ergebenheit rollt und „Ihr Knecht“ sagt, wachsen mir die gebirgigen Linien der Gasthöfe und Kaufhäuser schnell zu der ebenmäßig ansteigenden Linie eines ganz entlegenen Odenwaldschlosses zusammen. Da sah ich einmal vor Jahren zwei drollige Männer mit bunten Wallenstein-Wämsern und wahrhaftigen Hellebarden vorm Portal Wache stehen. Jede Hütte im Dorf trug, so stolz wie ein Hahn seine Schwanzfedern, ein Wappen über der Tür. Der Schuster war Hofschuster, der Bäcker war Hofbäcker, obwohl sie selber das Wasser vom Marktbrunnen holten und obwohl die Kühe an ihren zwergigen Schaufenstern vorbei ins Feld getrieben wurden. Dann kamen zwei Vorreiter durch die Giebelstraße gejagt. Hinter ihnen her eine Kutsche. Aus Gold. Vier Schimmel davor. Hinten aufstehend zwei feuerrote Diener in Kniehosen und langen weißen Perücken. Das eiserne Schloßtor sprang auf, zwölf Hellebardenkerle standen aufgereiht, die Hühner unter der Linde gackerten, und ich hatte eine verzauberte Stunde in einem der dreihundert absoluten Zwergstaaten des Deutschlands zwischen 1650 und 1750 mit wachen Augen gelebt. Trotz 1866, 1870, 1910 hielt hier ein hartnäckiger Reichsgraf diese Kleinwelt von früher aufrecht, so daß man erstaunt und lachend in ein lebendiges Museum hineinsah.

Unser Major von 1915 nun ist — ich weiß den wirklichen vorweltlichen Titel nicht — der Hofmarschall dieses Schlosses. Er ist aus seiner waldvergrabenen Spukwelt in eine so unendlich größere, aber nicht weniger merkwürdige Welt vertragen worden: in das mit deutschen Soldaten gefüllte Antwerpen von heute. Durch den plötzlichen Ruck doch etwas aus dem Gleichgewicht gebracht, parodiert er gleichsam in übertriebenen Worten und Gebärden den Stil seiner früheren Welt. Aber Tüchtigkeit und Güte strahlen

von ihm aus wie Wärme von einem guten Ofen. Dann erfahre ich, daß sich hinter dem spaßenden Getue auch der Schmerz eines Vaters verbirgt: vor vierzehn Tagen, bei einem Sturmangriff, ist sein Sohn gefallen. Ein zweiter Sohn ist Flieger. Aber ein Sohn beim Heer ist dem Vater zu wenig, er springt in die Bresche, meldet sich sofort freiwillig (ich hatte schon einen ähnlichen Fall zu erzählen) und kommandiert nun ein Landsturmbataillon.

Er ladet uns zu etwas ein, was zu sehen wir in Antwerpen weder vermutet noch geplant hatten: zu einer Konzertprobe. In einem deutschen Konzert wird eine flämische Sängerin flämische Lieder singen. Wir gehen gleich mit. In die deutsche Schule von Antwerpen. Ein wohltuendes und stolzmachendes Stück Erde voll Bedeutung. Ein festes Haus. Breite Treppen. Fensterhelle Zimmer, an deren Erde man mittagessen könnte. Im Hof turnen mit hellen Schreien blonde deutsche Mädchen. Im großen Schulsaal aber steht eine Schar Soldaten aufgestellt, mit Notenblättern. Hessen. Der Leiter, ein junger Kerl, ein Metallarbeiter aus Offenbach, mit der Reitpeitsche als Taktstock. Sie singen. Dann stellen andere Soldaten sich auf, mit belgischen Blechinstrumenten, in Namur erbeutet. Der Torgauer Marsch. Der altpreußische Rhythmus schlägt in alle Glieder hinein. Ein neupreußischer Hauptmann singt den Fridericus Rex und den Prinz Eugen, setzt sich dann vor den Flügel und begleitet, leise wie ein Poet, die flämische Sängerin. „Miyn hart is vol verlangen" und „Heeft het rosje milde geuren." Aus den ungewohnten Lauten der schwesterlichen Sprache glänzt das, was denn nun eigentlich in der Welt „deutsch" ist und was Worte nicht sagen können, wie ein verstecktes seliges Wunder auf. Deutsche und Flämen werden am Abend (zehn Centimes Eintritt zum Besten verwundeter Soldaten) nebeneinander hier sitzen und das unausdrückbar Gemeinsame in sich spüren.

Die ganze Stunde über sitzt vor einem Pfeiler eine weißhaarige Dame. Das Gesicht weiß wie das Haar. Die Schultern schmal wie die Schultern einer Fünfzehnjährigen. Im Kleid einer Roten-Kreuz-Schwester, mit einem schwarzen Trauerschleier. Sie sitzt unbeweglich. Einsam unter all den Sprechenden. Die Plätze um sie sind leer, jedermann bleibt in einer ungewissen Ehrfurcht

fern. Die Frau des Majors, die Mutter des gefallenen Offiziers. Man sieht nur von der Seite die gerade Linie von Stirn, Nase, Kinn. Sieht nur eines ihrer unverändert geradeaus gestellten Augen. Ein Gesicht voll zusammengehaltener Ruhe. Die Frau sitzt wie aus Stein vor ihrem Steinpfeiler. Und wird langsam zum Denkmal. Manche der Frauen — das ist gut zu merken — möchte zu der Einsamen hingehen, trösten, Hand auf Hand legen. Aber Trost ist hier nicht begehrt. Die Soldaten singen ein Lied, den Abschied eines Sohnes von der Mutter. Allen Frauen, zu der Mutter im Trauerschleier hinsehend, werden die Augen naß. Das Auge der Mutter bleibt ungefüllt. Nicht die Wimper läßt sie nieder. Die Zeit verlangt mehr als Tränen. Aber dann: als man nach einiger Zeit wieder hinsieht, ist die schwarze Gestalt hinter den Steinpfeiler geglitten und bewegt die Schultern in einem schüttelnden Schluchzen.

Jetzt geschieht das Unvorhergesehene. Das Programm erfährt eine plötzliche Änderung. Die Schüler, Mädchen und Knaben, Kinder und Halberwachsene, versammeln sich mit verlegener Hast auf den Bänken. Eine Anzahl Jünglinge erscheint oben auf der Galerie, ihre Tritte schallen auf dem Holz. Kinder mit besonderem Schicksal. Im fremden Land, unter fremdsprechenden Menschen, haben sie hier täglich ein feierliches Stück Deutschland vor sich. Deutschland, das ihre Heimat ist und das doch als etwas Fernes, Großes, Glänzendes ihnen nur halb geahnt bleibt. Jetzt, im Krieg, ist plötzlich die Heimat zu ihnen gekommen, statt sie zur Heimat. Nie gesehene graue Soldaten mit Helmen und eisernem Schritt füllen die Antwerpener Straßen und sprechen die Sprache der Eltern, die den Kindern immer ein wenig unwirklich schien, als etwas Selbstverständliches. Die bisherigen belgischen Freunde sehen die Kinder fremd an, antworten auf ihren Gruß nicht mehr. Aber die neuen Freunde sind da. Die verspottete, aber geheimnisvoll doch irgendwo in den Menschen versteckte Stimme des Blutes singt in den Kindern auf. Diese deutschen Kinder in Belgien haben mit den zarten Wänden ihrer Seelen doppelt die gewalttätige Erschütterung der Zeit auszuhalten.

Der Direktor tritt vor. Der Direktor Gaster. Ein Mann mit den groß ausschauenden, grad anschauenden, blank geputzten Augen

jemandes, dem sein Werk unter den Händen gelingt. Ein geistiger Pionierhauptmann, der sein Leben hindurch hier ein ausstoßendes, einsames Vorwerk aufgebaut hat. Sein Gesicht, als er vor da vor den Kindern und uns allen steht, leuchtet von innen her. Er sieht um sich, hält einen Zettel in der Hand, öffnet den Mund. Da reißen ihm wahrhaft jauchzende Knabenstimmen der Galerie oben das Wort aus dem Mund: „Russensieg! Hundertzwanzigtausend Gefangene!" Als ob die Lüfte ihnen die Kunde zugetragen hätten. Mit einem bewegten Lachen bestätigt der Direktor Gaster Tatsache und Zahl. Ein Hochrufen aller, die Soldaten heben Mützen, Instrumente, Notenblätter in die Luft. „Nach tausend Jahren noch wird unter den Völkern der Erde die Rede sein von diesem Tag und von dem legendenhaften deutschen Volk, das sich, ein umstellter Löwe, gegen die ganze Welt schlägt", sagt der Direktor Gaster. Die Musik: Deutschland über alles. Die hellen Kinderstimmen steigen wie weiße Siegestauben über die Stimmen der Erwachsenen hoch.

Unser Major, zwanzig Jahre jünger, gibt den Befehl: „Die Musik zum Bahnhofsplatz! Dort Siegesfeier!" Der Direktor Gaster ruft: „Die Schüler hinter die Musik!"

Auf der Straße, vor der Tür, sammelt sich der Zug. Noch klein. Gleich hinter der Musik die Kinder. Erst die Mädchen, die kleinen mit blonden Zöpfen, die großen schon halbbewußte Frauen. Dann die Knaben und Jünglinge. Alle ein wenig verlegen, da sie ja nicht gewohnt sind, hinter Musik durch die Straßen zu gehen. Zugleich aber rot im Gesicht vor Stolz. Die Mädchen gewinnen zuerst freien Blick. Hinter den Kindern die Soldaten. Neue kommen hinzu, erfahren den Anlaß des Zuges, rufen Hoch, stellen sich mit auf. Bürger stehen an den Straßenseiten, schauen herüber, mißtrauisch, spöttisch, feindselig.

Die Musik spielt an. Der Gleichtritt klingt auf. Soldaten und Kinder im selben Schritt. Die kleinen Mädchen und Knaben müssen die Beine weit setzen. Immer neue Soldaten treten hinzu, schließen sich an. Aus allen Nebengassen kommen sie herbeigelaufen, durch die Musik gerufen, schließen sich an.

Der Zug ist dreihundert Menschen stark. Er wächst wie eine Lawine, indem er, sich fortbewegend, von allen Gehsteigen, aus

allen Nebenstraßen neue Menschen mitnimmt. Vierhundert Menschen, fünfhundert. Soldaten, Eisenbahner, Postbeamte. Auch die Gehsteige werden schwarz von Menschen. Mißtrauischen, spöttischen, feindseligen Menschen. Sechshundert, achthundert schreiten daher. Die Musik wird oft zerrissen vom Klang der Tritte. Bald ist der Zug so lang, daß an seinem Ende die Musik schon ganz verhallt ist, und nur noch der Takt der Schritte laut ist. Die deutschen Schüler von Antwerpen immer dicht hinter der Musik. Die Kleinen und die Mädchen sich an den Händen haltend, mit trotzig aufgehobenen Stirnen, ganz voll Ernst, als müßten sie zur Schlacht gehen, mit brennenden und schlafwandelnd verstarrten, geradeaus sehenden Augen. Immer im Schritt der Soldaten mit, die hinterher folgen. Einige der Knaben fangen an zu singen, daß es die Musik überschwingt, schreitend, vorgereckt. Die Zuschauer auf den Gehsteigen verlieren den Spott aus dem Gesicht, fangen an zu staunen, zu glauben. Ein halber Neid auf dieses deutsche Volk, das sich nicht nur wehrt, das siegt, mag in ihnen hochwachsen. Könnten sie so daherschreiten in Siegfreude!

Auf dem sehr weiten Platz vor dem Bahnhof Musik, abgezogene Helme, Gesang Tausender. Unter den rundumstehenden schwarzen Massen der Belgier schweigendes Hinsehen, Ernst, Trauer.

Die Wolken des Himmels darüber, unberührt von dem allen, regnerisch, schnellziehend.

In Mecheln

Wieder Nebel. Das Meer schickt seine Feuchtigkeit übers Land, so dick und weiß, daß man fast wie durch Wasser fährt. Wie im Unterseeboot. Antwerpen ist Vineta geworden, eine versunkene Stadt. Die Menschen, die begegnen, Gespenster, hinter denen die Hauswände schwarz und unwirklich stehen.

Es sind noch nicht viele Menschen unterwegs, da es früh am Tag ist. Aber draußen, vor der Stadt, rollen die Karren vom Ackerland in ununterbrochener Reihe heran, als sei Frieden. Wenn

ein Pferd auftaucht, ist der Karren dahinter noch im Nebel. Von den Bäumen neben der Straße ist immer nur der nächste zu sehen, und auch das sind immer nur kurze, abgeschnittene Stümpfe: die Kronen sind im Weiß.

Dann wird der Nebel lichter. Die Trümmer der niedergelegten Häuser fangen an, rechts und links neben der Straße. Von den Antwerpenern selbst niedergelegt, um ein freies Schußfeld zu haben. Die Trümmer wirken nicht grauenvoll, weil die Zerstörung so groß ist, daß nichts mehr an menschliche Wohnstätten erinnert. In Dörfern, die im Kampf zerschossen sind, stehen wenigstens die leeren Mauerreste noch. Hier sind nur Ziegelhaufen, die man hier und da sogar schon wieder zu Würfeln aufgeschichtet hat, um, wenn Friede ist, wieder neue Heimstätten für arbeitende und singende Menschen daraus zu bauen. Ein ganzer Park ist von den Belgiern umgehauen und wieder Brachfeld geworden.

Durch die erste Umwallung: die belgischen Stacheldrahtverhaue, über ganze Äcker hin Wolfsgruben: solche Erdstücke sehen wie riesenhafte Küchenreibbretter aus. Grauenhaft wirken erst jetzt die von der Schlacht verwüsteten Dörfer. Die zerbrochen stehenden Hauswände verlieren sich im Nebel. Ein vorweltliches Wassertier scheint hier vorbeigezogen zu sein und mit ungeheuren Flossen nicht wild, sondern nur durch seine Bewegung alles zerschlagen zu haben. Wo es zufällig einmal nicht hingetroffen hat, steht dann, wie ein Märchen, ein Haus mit Fenstern, mit Gardinen an den Fenstern, ja Blumen. Menschen sitzen hinter den Scheiben, kommen zur Tür heraus, gehen zur Pumpe. Eine Ladentür klingelt.

An der Wand eines Hauses eine Steintafel. Davor, auf dem Gehsteig selbst, das Grab jenes tapferen Prinzen, der, sterbend, die herrlichen Worte auf einen Zettel schrieb: Begrabt mich unter meinen Soldaten. Und sie liegen um ihn, haben ihn nicht verlassen, wie er sie nicht. Regellos hingestreut, wo die Kämpfer gefallen sind, hier am Zaun, hier mitten im eingezäunten, zimmergroßen Gemüsegarten, dort mitten im Acker: überall die kleinen schmalen Hügel mit den weißen Kreuzen, weißer als der Nebel.

Durch die äußere Befestigungslinie. Fort Walhem. Die Äcker

von Granatlöchern gesiebt. Zwischen den Trümmern deutsche Soldaten.

Dann endlich fahren wir durch die lange, flämisch gewundene, ganz unzerstörte Katheliijnestraat in Mecheln ein. Auf dem Groote Markt steht der gewaltige Turm von Sankt Romuald schwarz und geisterhaft im Nebel da. Er ist mit fast hundert Metern der höchste in Belgien; er hätte mit 168 Metern der höchste der Christenheit werden sollen. Daß er nicht vollendet wurde, gibt ihm das Andeutende und Ergreifende, das diese unvollendeten gotischen Dome haben, die sich die träumenden Augen phantastischer ausbauen, als der hochgemauerte Stein selbst vermocht hätte. Während ich den Kopf über die niederen Spitzgiebel der Markthäuser hinaushebe und die Augen an der gebirgigen Masse des Turmes hochklettern lasse, beginnt das ungeheure goldene Zifferblatt der Uhr durch den Nebel zu glänzen, und ganz plötzlich ist der Nebel weggeblasen: der vorher schwarze Turm steht fast weiß da und blendet.

Unter dem Turm in langer Reihe aufgestellte Bauernkarren, tausend Körbe mit Gemüsen, Käfige mit Hühnern, handelnde Menschen. Aber gleich in der nächsten Straße von den Granaten niedergeworfene Häuserreihen wie nirgendwo sonst in Belgien. Mitten im Gebirge der Trümmer stehen Maurer und sind dabei, eine Hauswand wieder aufzuführen. Das bleibt das erschütternde Erlebnis von Mecheln, anpackender als das von Antwerpen, wo die Zerstörungen in der Stadt gering sind, als das von Lille, wo das bunte Leben unvermindert läuft und die Zerstörungen darum eher an zufälligen Brand als an Krieg denken lassen: in Mecheln sieht man und erlebt man, wie das durch den Krieg hingeworfene Leben einer ganzen Stadt die Augen wieder aufschlägt. Man fühlt das Gefühl dieser Stadt mit, das dem Gefühl eines Kriegers gleich ist, der verwundet auf dem Schlachtfeld liegt, zum Licht zurückkehrt und verwundert und zitternd das Gras neben sich anfaßt, als greife er sich damit ins Leben zurück. Und dabei diese Stadt uralter schwerer Schönheit. Auch am Dom baut man schon wieder. Wenige Schritte davon hängt, in den Trümmern eines Hauses, nur halb zerstört das Zimmer eines Mädchens, nach der Straße offen. Es wirkt mit dem Messingbett und den seidenen

Kissen zierlich und verspinnt in Träumereien trotz des zerfetzten Zustandes. Es ist, als ob die Riesenfaust eines zornigen Mannes in Frauenkram hineingeschlagen hätte.

Ich mache meinen Gang in Gesellschaft eines wirklichen deutschen Barbaren. Ein einfacher Soldat, Gefreiter. Der Stadtbaurat von Weimar, der hier als Freiwilliger Dienst tut. Er ist damit beschäftigt, Pläne für den Wiederaufbau wichtiger zerstörter Teile zu zeichnen. Er hat auch die Chronik der Geschehnisse während der Mechelner Beschießung aufgezeichnet, die im Druck erscheinen wird und aus der ich schon heute ein Weniges mitteile.

Vor und nach 1500 war Mecheln die Hauptstadt der Niederlande. Hier wurde Karl V. erzogen. Am Hof der Margarete von Österreich schufen, arbeiteten, tafelten, spazierten Künstler, Gelehrte. Fünfzigtausend Einwohner ernährten sich in niederländisch üppiger Weise durch Tuch- und Goldlederindustrie, Kanonen- und Glockengießerei. 1546 braunte mit einem explodierenden Pulverturm die halbe Stadt nieder. Maria von Ungarn zog mit dem Hof, mit den Künstlern, Gelehrten, Soldaten, Pferden nach Brügge. Damit ist Mecheln blutarm geworden. Um 1800 hat es nur noch 30000 Einwohner. Das Erbe haben Antwerpen, hauptsächlich Brüssel angetreten. Die Tuchweber sind schon um 1700 alle nach England ausgewandert und haben dort einen umfangreichen Wettbewerb geschaffen. Heute ist in Mecheln das große Eisenbahnarsenal für ganz Belgien. 60000 Einwohner sind da. Die Möbelkunst ist das Gewerbe Mechelns geworden. Leider sind durch den Krieg fast alle Schnitzer nach England ausgewandert.

Am 23. August des vorigen Jahres reitet die erste deutsche Patrouille (24 Ulanen) durch die Stadt nach Lières. Ein belgisches Panzerauto jagt herbei und beschießt die Reiter. Auf dem Dom wird ein belgischer Beobachtungsposten festgestellt. Daraufhin beschießen die Deutschen am 25. August die Stadt mit leichten Feldgeschützen. Man weist den Bürgermeister auf das Beispiel Löwens hin und fordert ihn auf, das Seinige zu tun, damit die Bevölkerung ruhig bleibt. Am 27. August zweite Beschießung, zwei und eine halbe Stunde lang, nunmehr schon mit Feldhaubitzen. Die belgische Besatzung zieht sich in der Nacht zurück.

Am 28. und 31. August und am 1. September sind kleinere Beschießungen. Am 10. September ist die große Schlacht. Aus Antwerpen rücken die sämtlichen Truppen aus, die Belgier beziehen wieder die Stellungen vor Mecheln, am 27. September von 9 Uhr bis nachts um 1 Uhr ist die große Beschießung. In der Nacht besetzen die Deutschen bereits die Vorstädte, das Brüsseler Tor, den Bahnhof, das Neckersvoeler Tor. Früh um 8 Uhr versuchen die Belgier noch einmal Widerstand, um 10 Uhr ziehen sich alle zurück nach Fort Walhem und gleichzeitig rückt die deutsche Marinedivision in Mecheln ein. Um $^1/_2$11 Uhr beginnt eine neue fürchterliche Beschießung, von Deutschen und Franzosen zugleich. Diese Beschießung hat am meisten zerstört.

Die Bevölkerung war schon, als die Deutschen zuerst anrückten, geflohen. Nur 5000 Menschen waren dageblieben. Als die Belgier am 9. zurückkehren, zieht die Hälfte der Einwohnerschaft, dreißigtausend, alle Landstraßen gewaltig füllend, wieder mit ein. Am 27., auf die Mitteilung der großen Beschießung, flüchtet alles aufs neue: nur zweihundert alte Leute bleiben in der Stadt. Von diesem Tag an erhält Mecheln deutsche Besatzung und deutsches Kommando.

Was ist nun zerstört? Was steht noch? Mecheln hat 12 200 Häuser. Davon sind ganz zerstört 350, zum Teil zerstört 3500. So viele, weil ja niemand zum Löschen da war. (Was müssen die treuen, eigensinnigen, zweihundert alten zurückgebliebenen Leute durchgemacht haben!) Es handelt sich aber nicht um städtische Miethäuser nach deutschem Begriff, sondern um niedere, ganz schmale Eigenhäuschen, alte Fachwerkbauten. Der Dom hat vier Volltreffer erhalten, zwei ins Seitenschiff. Hier ist ein Teil des zierlichen Maßwerks zerstört, aber es stehen ja schon wieder Leute auf Gerüsten und mauern auf. Der Turm selbst ist nur von Schrapnellen getroffen. Das Stadthaus ist nicht zerstört — fast möchte man es bedauern. Denn im Gegensatz zu den übrigen niederen Bauten stört es durch seine unbescheidene und unberechtigte Höhe nur die feierlich aufsteigende Einsamkeit des Doms: es ist vor fünfzehn Jahren durch den jetzigen Mechelner Stadtbaumeister umgebaut. Dafür ist das schöne Zunfthaus der Armbrustgilde in den Bailles de fer, ein Barockbau (man kann es nur

noch auf Ansichtskarten bewundern), vollkommen in Trümmern. Dadurch ist das alte Stadthaus, jetzt Archiv, sichtbar geworden. Die Straße hat einen schöneren Abschluß bekommen als vorher. Hier wird man am besten nichts aufbauen als ein weggeschossenes Türmchen des Archivs. Ganz erhalten ist der rotziegelige Hof von Savoyen, die zweitürmige Tuchhalle, der „Salm", das Haus der Fischergilde. Unzerstört sind sämtliche Kirchen. Von siebenundzwanzig Klöstern ist nur eins zerstört am Bahnhof.

Wir schreiten durch Gassen, über Kanäle. Überall Erwachen. Hier wird ein Laden aufgetan, hier ein Haus, dessen Bewohner eben zurück sind, mit tausend Eimern Wasser geputzt. Man sieht keine Dame, die sind alle noch fort. Aber unter den Bäumen vor dem Dom spielen die Kinder wie sonst. Wir treten in den Dom. Über Trümmern und Glassplittern steigt seine Ruhe unberührt auf. An einem kleinen Altar ergreift die zerbrochene Lieblichkeit der Amoretten, lebendig und jauchzend noch in den Resten. Ein deutscher Landsturmmann, bärtig, ergraut, geht auf den Zehen immer mit uns. Wir kommen am Eisenbahndamm vorbei, der letzten Verteidigungslinie der Belgier in den Septemberkämpfen. Hier ist man dabei, den deutschen Gefallenen, deren Gräber zerstreut weithin lagen, einen gemeinsamen Friedhof auf einer Wiese zu schaffen. Mit Blumen überhangen, auch jetzt noch, stehen schon die ersten Kreuze da.

Wir schreiten durch das Zentralmagazin der früheren belgischen Post. Ungebrauchte Briefmarkenbogen liegen in Bergen aufgestapelt: Werte von vielen Millionen, in die man nun hineingreifen kann, ohne in den vollen Händen mehr als nichts zu halten. Ein vollgepfropftes Lager, in einer Stunde nicht zu durchschreiten: eiserne rotweiße Briefkästen, Telephonzellen, weiße Riesenwürfel von mehreren hunderttausend Isolatoren, viele tausend Telephonapparate, Bleikabel und Drahtrollen in weiten Kellerräumen, Kleiderschränke, Schreibtische, Stühle, Tintenflaschen, Bleistifte (in Deutschland hergestellt), Lineale, Wachsdochte, Schreibfedern, Bindfaden, Lampen, Aktenkästen, Pferdegeschirr, eisenbeschlagene Stöcke für Landbriefträger. Von allem so viel, daß Belgien für zehn Jahre damit hätte versorgt werden können. Ein Wert von sieben Millionen Mark liegt hier. 87 Eisenbahnwagen voll haben die

Belgier fortgeschafft, wir haben sie zurückerobert und wieder hergebracht. Auch die Druckerei für Bahnfahrkarten ist hier: deutsche Maschinen aus Darmstadt, die Fahrkarten liegen ausgeschüttet da, daß man bis über die Knöchel hindurchwatet. Zwischen den großen Sälen kleine Bureauzimmer, in denen hier noch eine Weste hängt, hier noch ein halb getrunkenes Glas Bier steht, hier, von Akten nur halb verdeckt, Photographien wenig bekleideter Damen. Ein belgischer zerzauster Hund, mit einem Schwamm spielend, den er sich aus den vielen tausend herausgezogen hat, läuft immer mit uns, über Akten, Fahrkarten, Steintrümmer, Glassplitter weg. Durch die Fenster sieht man auf die zerschossenen Mauern des Klosters der Schwestern der Armen.

Was aber Zerstörung durch Krieg heißt, zeigt erst das riesenhafte Eisenbahnarsenal, das das lebendige Belgien in diese alte Stadt hineingebaut hat. Deutschland hat kein gleich großes. Man könnte aus den Vorräten eine Werkstätte wie Berlin oder Frankfurt auf Jahre hinaus versehen — die deutschen Beamten sind entsetzt über die belgische Verschwendung. Es ist Abend, als wir beginnen, über die tausend Geleise wegzuklettern. Mit uns ziehen deutsche Landsturmleute als Nachtposten auf. Halle an Halle. Unbelebt. Die Dreherei ist ganz von Granaten zertrümmert. Die Schuhe gehen über Glassplitter wie in den Hochalpen über Steinschotter. Man verzweifelt, in dieser Wirrnis von herabgestürzten Dächern, verkrümmten Eisenbalken, zertrümmerten Maschinen, weiterzukommen. Die schwarze Nacht fällt durch das zerschossene Gemäuer ein, und es scheint keine Möglichkeit mehr, hier hinauszugelangen. Bis dann doch eine Tür sich findet.

In der Bahnhofshalle selbst steht der Zug nach Brüssel bereit. Von der Halle steht nur noch das Gerippe. Wie Frostnadeln auf Eisen stecken die Splitter des Glasgewölbes am leeren Gestänge. Dann erinnert mich das Bild an das Aussehen eines papiernen Zirkusreifens, den ein Clown hält und durch den ein Pferd springt: am Reifen hängt nur noch das gezackte weiße Band.

Schnell bringt uns der Zug aus dieser Vision der altheiligen, durch Granaten von 1914 zerrissenen, aber doch wieder zagend nach neuem Leben austastenden Stadt in das königliche, lebendige, strahlende Brüssel.

In Charleroi

Macht man die Augen nur eine Minute zu, dann hat einen das Auto mit Urkraft der Überraschung aus dem flandrischen Traum der stummen Flachwiesen in die erregte Gegenwartswelt der wallonischen Berge, Zechen, Schlote getragen. Wie wenn im Kino ein Bild verschwindet, ein neues erscheint und man mühelos über Meere dazwischen gehoben ist.

Rote, hohe, vielfenstrige Ziegelhäuser, die Grasberge hinankletternd. Schwarze Fördertürme, so hoch wie die Berge. Weiße Birkenwälder. Alles überglänzt von dem unwirklichen Licht der frühen Sonne. Als dieses Licht bleibt und man Kohle auf der Zunge schmeckt, erkennt man, daß es von der mit Kohlenstaub gefüllten Luft herrührt. Obwohl die Schlote rauchlos im Blau stehen.

Zwischen den runden Grasbergen und den feinen Gerüsten der Türme stehen ganz merkwürdige Berggebilde, schwarz, abgeschnitten und spitz — Pyramiden. Oft zwei und drei nebeneinander. Oft höher als die Grasberge. Ist man nahe, so sieht man, daß sie aus Schlacken hochgeschüttet sind. Frauen kommen entgegen, die Gesichter schwarz, mit Kopftüchern. Die Nadeln an den Tüchern haben weiße Köpfe. Sieht man einige der Frauen in einem Stück der Landschaft mit einer Pyramide zusammen, so ist man in Ägypten. Ein Alter kommt, ohne Hut, mit zuckerweißem Haar, ein schwarzes Bronzegesicht darunter; die ganze Kraft des Körpers in die mächtigen Schultern hinaufgeschoben: er scheint eher ein Geschöpf als ein Modell Meuniers zu sein. Ich muß seine Sprache hören, rede ihn an. Sein Wallonisch ist unverständlich, könnte Arabisch sein. Plötzlich in diese tausend Meilen entfernte Welt hinein wie ein Schlag: ein deutsches Soldatenlied. Gelbbärtige Landstürmer, in Stiefeln, die Gewehre über den Schultern, kommen im Gleichtritt daher. Die phantastische Wirklichkeit des Jahres 1915 ist da.

Hier zwischen Zechen, Hochöfen, endlosen Städten von Arbeiterhäusern fragt man das, was man in Belgien immer fragt, doppelt begierig: Wie läuft unter der deutschen Besetzung das Leben weiter? Hier, in diesem schwierigen Gebiet? Die Deutschen, die nie die Notwendigkeit scheuen, hart durchzugreifen, sind auch

Meister im Zarten. Sie sind der Schwierigkeit dadurch begegnet, daß sie möglichst wenig eingegriffen haben. Es hatte sich ergeben, daß das Interesse der Eroberer und der heimischen Besitzer ganz das gleiche forderte: daß das Rad der Arbeit möglichst fortschwinge, daß die vielen tausend erregbaren Arbeiter beschäftigt blieben, daß Kohle gefördert werde. So arbeiten die Zechen und Werke weiter. In den Geschäftsräumen sitzen die belgischen Direktoren und Beamten als Herren wie sonst. Die deutschen Herren über ihnen sind da, aber unsichtbar. Kein deutscher Soldat steht innerhalb der Zäune um die endlosen Höfe. Auch auf den Straßen nur wenige. Wo man die meisten Soldaten in Belgien zu sehen vermutet hatte, scheint es die wenigsten zu geben. Aber die treuen Männer mit den Kreuzen an den Mützen sind da und immer bereit.

Der Begleitoffizier, der mit mir durch die Mauern und Kohlen wandert, ist im Frieden der Stadtbaumeister von Hannover. Während ich mit ihm über die schönen altbergischen Schieferhäuser spreche, die er während seiner früheren Tätigkeit in Elberfeld um den Marktplatz dort gestellt hat, während die deutsche Heimat mit dem gewaltigen neuen Leben ihres Häuserbaues in verklärten Bildern vor uns sich hinstellt, fahren wir vor dem schwarzen Holztor der Zeche Marcinelle vor. Der Ingenieur, der uns empfangt und führt, tut es, wie das sein Recht ist, mit nichtfreundlichen Augen, aber doch mit Höflichkeit. Als er unser Interesse an seiner Welt sieht, wird er mitteilsam und fragt, wie dies und das in Deutschland sei. Im Ankleideraum hängen, an Ketten hoch an die Decke gezogen, die Kleider derer, die unter der Erde unter uns in Nacht hämmern. Früher 2400 Arbeiter, jetzt 1600. An dem großen, geheimnisvoll zitternden Seilrad der Fördermaschine steht, fest wie der Steuermann am Steuerrad seines Schiffes, der mit Verantwortung beladenste Mann. Auf die rastlosen Glockenzeichen hörend, die Augen am ewig bewegten Zeiger, hält er das Leben der anderen in der ruhigen Kraft seiner Hände. Und hat doch noch Zeit, nach uns herzuschauen.

Auf dem Förderturm. Hoch über den Dächern. Die Augen schnell voll Kohlenstaub. Eine Zeche mit veralteter Einrichtung. Durch ein tischgroßes Loch sieht man senkrecht hinunter in die

schwarze Tiefe von 845 Metern. Es ist nicht die Zeit, daß Menschen hinaufkämen und das Licht blinzelnd begrüßten oder hinabführen, vom Licht Abschied nehmend. Nur Kohle kommt. Frauen schieben sie in kleinen, rußbeschütteten Eisenwagen auf Schienen fort, bringen die leeren Wagen zurück. Hoch über den Dächern, auf Holzgerüsten liegen die Schienen. Der Deutsche ist erstaunt und in Mitgefühl ergriffen, Frauen im Schmutz und Lärm der Zechen ihr Leben hinbringen zu sehen. Die deutsche Verwaltung hat sogleich — da wir Barbaren sind — wenigstens der Schmach der unterirdischen Arbeit ein Ende gemacht. Sie hat eine Frist gelassen. Aber schon heute arbeiten in Belgien unter der Erde nur noch zwei legendäre Frauen, die sich selbst ans Trostlose so gewöhnt haben, daß sie nicht davon lassen können. Die übrigen erschieben sich ihr Brot jetzt, immer noch allzu rauh, über der Erde. Die Frauen hier, die so neugierig zu mir Deutschen, wie ich zu ihnen, den Walloninnen, eher Zigeunerinnen, hinsehen, sind kräftige, kleine Weiber von fünfzehn, sechzehn. Mit dreißig Jahren sollen sie Greisinnen sein. Unter all den stämmig Schwarzhaarigen eine Schmale, mit dünnen Armen, blond.

Wir gehen die Schienen entlang. Auf einen riesenhaften Schuttberg zu, von dem man nicht glauben will, daß Menschen ihn aufgeschüttet haben. Ein Tal reißt sich hoch hinauf. Birken rechts und links, in ganzen Wäldern. Wagen am Drahtseil rasseln das Tal hinauf, werfen oben Schutt aus, so daß der Berg sich unablässig erhöht, verbreitert, lebendig ist. Das ganze Land rundum, mit solchen lebendig wachsenden Gebirgen bestellt, wächst so mit jedem Tag verändert in den Himmel hinauf — als ob die Urzeit noch am Werk sei. (Wir, in unseren deutschen Zechen, schaffen den Schutt wieder unter die Erde und füllen Hohlräume damit.)

Die Seele dieser berußten, lauten, bewegten Landschaft hat noch eine Kammer geheimer besonderer Schönheit. Hier treffen die Augen, wo sie hinsehen, auf Jugend, man fühlt sich hochgehoben von diesem allgemeinen Atem des Willens zur Zukunft. Die „Université du Travail" ist von der Provinz Hainaut errichtet. Es gibt da Abteilungen für die chemischen Industrien, Eisenarbeiten, Brauerei, Kunstgewerbe, Töpferei, Glasbläserei.

(Fensterscheiben werden aus Röhren hergestellt, die durchgeschnitten und auseinandergeplattet werden — welche tausend Wunder bringt ein Blick hinter die Dinge, mit denen unser Alltag umgeben ist!) Im Frieden gehen hier 2100 Schüler aus 172 Gemeinden die Treppen hinauf und hinunter, jetzt 1200 aus 42 Gemeinden. Jeder Schüler zahlt 10 Franken Eintrittsgeld, die er später zurückerhält. Kein Schulgeld. Dafür das Mittagsessen frei. Die langen Eßtische sind mit Tannen und Blumen geschmückt. Sogar die Arbeit erhält der Schüler noch bezahlt, und endlich den ersten Arbeitsanzug noch umsonst gestellt. So war Belgien dabei, seine Industrie vorwärtszubringen. Hier kann der Eroberer vom Besiegten lernen.

Noch eine versteckte, sehr kleine Kammer der Hennegauseele, in der man Trauer zu finden gedacht hatte, und die doch auch von der ergreifenden Festlichkeit des Lebenwollens durchströmt ist: die „Krüppelschule". In Sälen sitzen Blinde, Taubstumme, Einarmige, Fingerlose, Beinlose. Sie flechten, schnüren, kleben, sägen, nähen so emsig wie die Gesunden vorher. Ein Einhändiger ist Sattler. Er hat an den rechten Arm einen Magneten geschnallt und greift damit Nägel. Ein Blinder bindet Bücher in schönfarbiges Leder. Unser wildes und starkes Jahrhundert, ob es gleich mit Menschenleben verschwenderisch ist wie kein früheres, schont wiederum wie kein früheres. Nicht aus Sentimentalität. Sondern weil es untätig Lebendige gar nicht duldet. Wer lebt, muß am großen Rad mitangreifen. Krüppel dürfen gar keine Krüppel sein. Das Wort Krüppel selbst wird schnell veralten.

Unerschöpflich an Gegensätzlichem wie sonst nirgendwo ist jeder Weg durch Charleroi. Mittags marschiert der Landsturm mit Musik zur Wachtparade auf. Trommeln und Pfeifen. Der herrliche, geheiligte Rhythmus der gleichmäßig aufs Pflaster gesetzten Schritte, die aus den vielen einen einzigen Leib machen, der einen einzigen Willen hat. Bergarbeiter kommen herbeigelaufen, schreiten nebenher. Belgische Damen stehen versteckt hinter den Fenstergardinen und sehen herunter.

Das Mittagsessen am langen Tisch des Offizierkorps der Landstürmer. In einer belgischen Jägerkaserne. Die Bilder der belgischen Kommandeure über den deutschen Offizierköpfen. Nachmittag

bei den Kreuzschwestern auf dem Bahnhof. Damen aus Köln, die tapfer nun schon fast ein Jahr hier in der Fremde aushalten, Wunde pflegen, Hungernde und Durstende sättigen und tränken. Ihr Zimmer in dem schnell hingebauten Holzbau ist wie ein Zimmer in einem niederdeutschen Landhaus: mit Erker, rundem Tisch, Holzbank, Blumen an den Fenstern, Bildern an den Wänden.

Die Wirtin im Gasthof eine Dame von zwanzig, doch schon Witwe, mit blond hochaufgebogenem Haar, sehr schmalem Gesicht, sehr weißen Händen. Bei jeder Frage eines Deutschen stürzt sie sich in einen Wasserfall von Verwünschungen gegen die gestiefelten Eroberer. Aber sie kann sich dabei nicht trennen von den sonnenverbrannt-verwegenen Gesichtern der Offiziere, denen sie ihr politisch Lied vorschreit. Sie benutzt jeden Anlaß, einen Brief, eine Anfrage, um näher zu kommen. Geschieht das im Halbdunkel der Treppe — und es geschieht fast immer da —, so nimmt ihr Gesicht plötzlich einen schmachtenden Ausdruck an. Das merkwürdige Wesen, das durch die Zweiteilung ihres Gefühls wirklich leiden mag, spielt schlecht wie die lärmende Liebhaberin einer Kleinstadtbühne, die die Vielheiten ihrer Rolle nicht in ein Zentrum des Blutes zu einen weiß.

Vor der Tür bietet sich demütig und flehend eine Fünfzehnjährige an, ein schmales Kind in Lumpen, aber mit Ohrringen behängt. Fortgewiesen, empfiehlt sie noch demütiger und noch flehender ihre Schwester zu Hause, die noch zwei Jahre jünger ist. Hundert Bergarbeiter umstehen unseren Wagen, so dicht, daß er kaum anzufahren vermag. Nur Neugier, nicht Drohung. Aber irgendein Geringes, ein Wort, eine Bewegung, vermöchte aus dem ersten das zweite zu machen. Rauch und Abend machen aus den roten Ziegelhäusern und den stummen, bleichen Gesichtern umher ein Bild, gefüllt mit bedrückender Unheimlichkeit. Wir fahren an den letzten deutschen Landsturmposten vorbei, die vor den spitzen Schilderhäusern stehen, fast schon mit ihnen eins geworden, in das dunkle, feindliche Land hinaus. Aber da: willkommen, wie mitgegebene Blumen, noch in einem Fenster auftauchend, die Gesichter und winkenden Hände der jungen deutschen Frauen mit den anmutigen Schwesternhauben.

Während das Auto an den Büschen und vereinsamten, unbeleuchteten Häusern vorüberjagt, steht das Bild von Charleroi als ein grelles Plakat mit ganz unvereinbaren Gegensätzlichkeiten zitternd in der Nacht vor einem und jagt mit: die Pyramiden, die Birkenwälder, die Frauen, die wie Pferde Wagen ziehen, die schwarzen Fördertürme, die roten Ziegelhäuser, die kindlichen Dirnen, die bleichen Arbeiter, die deutschen Schwestern, die Mittagparade des deutschen Landsturms. Das Plakat fängt zu klingen an, nimmt Rhythmus an: der dennoch einigende Gleichtritt auf dem Pflaster und das sieghafte deutsche Lied. Wir fahren über die französische Grenze, an der kein Zollwächter heraustritt. Als der Wagen einmal stillhält, ist schon das ferne, klanglos dumpfe Hinrollen der Geschütze zu hören, das zu diesem Land und zu dieser Zeit wie das unabänderliche Geräusch der Ströme gehört.

Inhalt

Seite

Im Sommer 1914 1

An der Aisne 13

Reise ins Große Hauptquartier 15
Fahrt an die Aisne 18
Im Schützengraben an der Aisne 22
Bergdorf, Höhle und Fliegerschloß 27
Zwei Hügel 32
Soldaten, die in die Schlacht gehen 36
Vor Soissons 39
Die Gefangenen 43
Ein Erlebnis an der Aisne 47
Im Feldlazarett 53
Die Wagen auf der Landstraße 56
Die Hämmer hinter der Front 60
Die wilde Jagd 65

In nordfranzösischen Quartieren 71

Kaisers Geburtstag im Großen Hauptquartier 73
Ein Quartier 74
Ein Offizier zu Gast 78
Die glückliche Stadt 81
Der Laden und das Mädchen 87

In Belgien 95

Fahrt an der belgischen Küste 97
Ein Flieger über der Mole 100
Mein erstes Quartier in Flandern 104
Im kriegerischen Brügge 110
An der holländischen Grenze 114
Sonntagsfahrt von Brügge nach Lille 119
Die Fahne auf der Kathedrale 122
Wie es jetzt im Antwerpener Hafen aussieht 127
Fahrt auf der Schelde 133
Die Schüler von Antwerpen 136
In Mecheln 140
In Charleroi 147

Uferleute

Geschichten vom untern Rhein

Rheinisch-Westfälische Zeitung: Hier spricht ein wirklich tief empfindender und doch einfach darstellender Dichter zu uns, der in gleich fesselnder Weise das leidenschaftlich Starke, Impulsive, den großen Moment wie das Aparte, Zarte, Genrehafte und Intime prägnant und charakteristisch zu schildern vermag.

Hamburgischer Korrespondent: Das Packende, Unmittelbare des Ausdrucks, die eminent starke Darstellungskraft .... Es sind nur wenige, die dieser Art entsprechen, die einen Überschuß an Kraft ohne ängstliches Erwägen in sich zu zügeln wissen.

Karl Busse in der Deutschen Monatsschrift: Man will kaum glauben, daß man ein Erstlingswerk vor sich hat. Mit außerordentlicher Plastik tritt eine Gestalt, eine Szene hervor und prägt sich fest ein.

Magdeburger Zeitung: Man denkt da oft an die feinfühligsten Skandinavier und ihre Kunst der naturalistischen Seelenmalerei, und dann auch wieder an Maeterlinck und seine Kunst des mystischen Symbolisierens. Wundervoll sind alle Naturschilderungen.

Felix Heilbut in der Gegenwart: Schmidtbonn gelangt hier zu einer Ausdrucksweise – in dem, was er sagt und in dem, was er verschweigt – die überwältigend ist. Er zwingt den Leser, das, was ihn zum Schreiben getrieben hat, nachzuempfinden. Und darin liegt seine Größe. Er schildert mit so sehr großer Reinheit und Keuschheit, daß Philistermoral danach nichts mehr bieten kann.

Sascha Simchowitz in der Kultur: Die Schilderung des Eisgangs auf dem Rhein ist von bewunderungswürdiger Anschaulichkeit. Die Novelle ist ein kleines Meisterwerk, gleich ausgezeichnet durch Gegenständlichkeit, durch Tiefe der psychologischen Analyse und nicht zuletzt durch die bedeutsame Symbolik.

Preis geheftet Mark 5.— / gebunden Mark 6.50

Der Heilsbringer

Eine Legende von Heute

Oskar Maurus Fontana im Merker: Wilhelm Schmidtbonn gibt selten eine Geschichte. Fast immer ein Bild. Aber man vergißt es nie mehr, wie eingebrannt ist es einem ... Oder er läßt eine Volksmenge warten, läßt sie dann gehen mit der rollenden Wucht einer Lawine: das vermag er mit einer Kraft zu schildern wie nur noch Zola. Peter Hamecher in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung: Wie die dröhnende Ankündigung einer kommenden Menschheitsstunde hallt es aus Schmidtbonns Werk ... Die Gestalten sind kräftig geschnitzt, stark und von einer herben, keusch verhaltenen, innerlichen Schönheit. Sein Gestaltungsvermögen hat eine stark dramatische Gewalt. Im ganzen: wir haben hier ein zukunftskräftiges Werk, geboren aus dem tief aufgewühlten Grunde unserer Zeit. Felix Lorenz im Berliner Tageblatt: In tief eindringlicher Schönheit erglänzt die Legende.

Preis geheftet Mark 3.— / gebunden Mark 4.50

Der Wunderbaum

Dreiundzwanzig Legenden

Henry Herold im Berliner Tageblatt: Man muß den Ton auf beide Worte legen. Denn zu der mehr literarischen Freude, daß hier einer wieder mal ein Märchenbuch geschrieben hat, mit aller Lust am Wunderbaren und Tiefsymbolischen, kommt die andere, größere menschliche Freude: daß dieses Buch so ganz modern, aus unserer Zeit, für unsere Zeit geschaffen ist. Ganz gegenwärtig und zugleich ganz zukünftig. Keine Heiligenlegenden in hergebrachter Art. Hier gibt es nur ein Heiliges: die große Liebe. Ein Strom hellenisch-deutscher Sinnenfreude tönt vielstimmig. Aber die unerschrockene Freiheit in Stoff und Wort verletzt nie, da sie in künstlerisch gebändigter Form gegeben wird. Ernst Lissauer schreibt: „Diese Sachen sind von einer geradezu unwahrscheinlichen Herrlichkeit. Erfindung, Anschauung und Darstellung: meisterlich und menschlich gänzlich ersten Grades.“

Preis geheftet Mark 3.— / gebunden Mark 4.—

Der verlorene Sohn

Ein Legendenspiel

Franz Servaes in der Wiener Neuen Freien Presse: In Schmidtbonn steckt eine Menschenseele, so lauter, kindlich und stark, wie sie, Gerhart Hauptmann ausgenommen, ganz gewiß heute kein zweiter unter den deutschen Poeten besitzt. Der letzte Akt gehört zum Schönsten, gehört auch zum Deutschesten, was unsere neuere deutsche Dichtung besitzt. Doch das ganze Stück ist mit Schönheit erfüllt, gerade in seiner wundervoll organischen Durchdringung eines lebendigen und tiefen Deutschtums mit dem ehrwürdigsten, schlichtesten und hellsten Bibelgeist. Man darf etwa an Rembrandt denken, dessen Bild vom verlorenen Sohn mit der Gewalt seiner Seelenstimmung in dieses moderne Drama hinüberleuchtet. Und damit ist wohl das Ehrendste gesagt, was hier gesagt werden konnte.

Preis geheftet Mark 2.— / gebunden Mark 3.—

Hilfe!
Ein Kind ist vom Himmel gefallen

Tragikomödie

E. Pernerstorfer im Strom: Vor allem ist der Vorwurf des Stückes originell. Wie wenig zuletzt die Mitglieder der Verbrecherwelt sich von denen der anständigen Welt unterscheiden, zeigt der Dichter im zweiten Akt in geradezu klassischer Weise.

Peter Hamecher in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung: Sonderbar und dazu gewagt ist das Motiv der Tragikomödie. Ein Fabrikant kommt von einer Reise zurück und macht entsetzt die Entdeckung, daß mit seinem einzigen Töchterchen recht folgenschwere Veränderungen vor sich gegangen sind. Und der das Unheil angerichtet hat, das ist ein Einbrecher. Wie ein phantastisches Märchen, nicht wahr? Es ist in der Tat etwas Freies, Leichtes, Übermütiges in dem Stück.

Preis geheftet Mark 2.— / gebunden Mark 3.—

Der Zorn des Achilles

Eine Tragödie

Friedrich Düsel im Kunstwart: Der stählern federnde Rhythmus dieser straffen Sprache, die Energie dieser sparsamen Bilderwahl, die erdhafte, quellfrische und doch sinnlich warme Ausdruckskraft schlicht elementarer Gefühle, die alles aus erster Hand zu haben scheint, die ganze ehrlich blanke Rüstung dieses Poeten macht ihn der Nachbarschaft eines Dichters und Schöpfers nicht unwürdig, der, wie uns dünken will, von Urbeginn im Rate aller Dinge saß.

Siegfried Jakobsohn in der Schaubühne: So aber ist Achilles reich genug, um uns von Anfang bis zu Ende in Atem zu halten. Wo er ist, sind Götter, auch ohne daß Götter sind. Achilles wundervolle Tumbheit und Dumpfheit wird niemals Dummheit. Schmidtbonn ist in diesem Männerstück prachtvoll und unbeirrt und in jedem Sinne männlich geblieben.

Preis geheftet Mark 3.— / gebunden Mark 4.—

Der Graf von Gleichen

Schauspiel

Saladin Schmitt im Kölner Tageblatt: Schmidtbonns Dichtung ist in der unbedingten, zwingenden Notwendigkeit der Gestalten und des daraus resultierenden Geschehens ein einzigartiges Drama geworden. In wenigen, wundervoll gegliederten Szenen von gesättigter Kraft und glashell durchsichtiger Struktur gibt sich ein Kunstwerk von stärkster Innerlichkeit.

Bertold Litzmann in den Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft: In diesem Werk ist ein großer Dichter auferstanden. Von dem Grafen von Gleichen wird man eine neue Epoche des deutschen Dramas datieren. Eine künstlerische Schöpfung von einer Reife und Kraft und Größe, vor der sich zu beugen Recht und Pflicht ist. Ein dramatisches Temperament von größter Wucht und Folgerichtigkeit.

Preis geheftet Mark 2.— / gebunden Mark 3.—


Princeton University Library
32101 059988947

Egon Fleischel & Co/Berlin